

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolastraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Erscheint 13mal wöchentlich.
Bezugspreis:
Abholer monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatlich 80 Pf., vierteljährlich 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatlich 1 M.,
vierteljährlich 3 M. (ohne Bestellgebühr).
Einzelnnummer 5 Pfg.

Anzeigenpreise:
Die Anzeigensätze in Wiesbaden 30 Pf.,
Deutschland 20 Pf., Ausland 40 Pf.,
die Reklamesätze 1.50 M.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Herausgeber:
Inferate und Abonnenten: Nr. 129,
Redaktion: Nr. 129; Verlag: Nr. 129.

4 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 3. Januar 1915.

69. Jahrgang.

Siegeszuversicht der deutschen Arbeiterschaft.

Französische Vergewaltigung der italienischen Schifffahrt.

Starke Nachfrage nach der deutschen Kriegsanleihe an der Börse, $\frac{1}{2}$ Prozent Agio.

Erzwungene Sparsamkeit.

Die Erkenntnis, daß zur Durchführung des uns aufgezungenen Existenzkampfes außer der Tüchtigkeit unserer Heerführer und der Tapferkeit unserer Krieger auch ausreichende Vorräte an Waffen und Munition und ganz besonders an Nahrungsmitteln gehören, ist jetzt allgemein in allen Volksschichten eingedrungen. Erfreulicherweise geht mit ihr der entschlossene Wille parallel, durch pflegliche Behandlung der vorhandenen Vorräte und durch weitgehende Sparsamkeit in der täglichen Ernährungsweise die Hoffnungen unserer Feinde auf Auszehrung Deutschlands zu Schanden zu machen. Reich und arm, hoch und niedrig eint das vaterländische Bestreben, die notwendig werdenden täglichen Opfer zu tragen, damit das neue Jahr uns aus herrlicheren Zielen ehrenvollen und dauernden Friedens bringe. Auch die Behörden haben seit Monaten ihr redlich Pflicht getan, um den tatsächlich vorhandenen starken Opferwillen der Nation in die richtigen Bahnen zu leiten. Die zahlreichen wirtschaftlichen Maßnahmen des Bundesrates und die Hilfsaktionen der Gemeinden sind des zur Genüge Zeuge.

Allein die Besorgnis wächst, daß trotz des allseitig vorhandenen guten Willens die bisher bekundete freiwillige Sparsamkeit nicht ausreicht, um die Ernährung des deutschen Volkes auf die Dauer sicher zu stellen. Selbst wenn man annehmen wollte, daß die 65 Millionen großer und kleiner, bewußter und unbewußter, kluger und törichter Einzelwillen im deutschen Volke alle miteinander auf das gleiche Ziel lossteuerten, so bliebe doch der Erfolg so lange fraglich, wie eine einheitliche, planvolle Leitung dieser Millionen Einzelwillen fehlt. Wie der Große Generalstab die Millionen unserer Helden im Felde, die sämtlich und ausnahmslos den Feind niederringen wollen, militärisch führen und leiten muß, so muß die Reichsregierung die vorhandene freiwillige Opferwilligkeit zu erzwungener Sparsamkeit umwandeln, damit auch Durchhaltendes geschehen kann. Der Ruf nach der Obrigkeit, der Verlaß auf Gesetze und Vorschriften, so verhängnisvoll er in Friedenszeiten sein kann, wird in dieser furchtbaren Kriegszeit zur allgemeinen und wirklich anerkannten Notwendigkeit.

Zwei breite Hauptwege stehen den Behörden offen, um wirksamer als bisher den erforderlichen weissen Gebrauch der Volksnahrungsmittel zu erzwingen: die Erhöhung der Höchstpreise bis zu wirklichen Teuerungs- und Notpreisen oder eine einschneidendere Organisation des Staatssozialismus in die herrschenden Vorstellungen von Privateigentum. Beide Wege können selbstverständlich nur Ausnahmewege sein, die ausschließlich während der Kriegsdauer begangen werden können. Darüber herrscht auch nirgends Zweifel. Wohl aber gehen die Urteile noch darüber weit auseinander, welcher von beiden Zwangs wegen der empfehlenswertere sei.

Stärker wäre für die Reichsleitung der Ausweg der Steigerung der Höchstpreise der bequemere. Ruhig zugelassene oder gar künstlich geschaffene Teuerungspreise müßten ganz von selbst zur Sparsamkeit im Verbrauch der Nahrungsmittel führen. Die minderbemittelten Massen des Volkes wären gezwungen, ihren Konsum auf das allernotwendigste einzuschränken und selbst die wohlhabenderen Volksschichten müßten willig oder unwillig ihrem Verzehr engere Grenzen ziehen. Allein das Bequeme ist, wie so oft im Leben, auch hier noch lange nicht das Beste. Der gesunde soziale Sinn des deutschen Volkes würde sich zweifellos dagegen sträuben, den geringbemittelten Volksschichten die schwersten Opferlasten des Krieges aufzubürden. Die gesundheitlichen Folgen länger andauernder Unterernährung der Massen des Volkes wären zudem so gefährlich, daß sie gerade in den Zeiten des mörderischen Weltkrieges von keinem Vaterlandsfreund verantwortet werden könnten. Schließlich könnte auch auf jenem Wege so große und berechtigteste Unzufriedenheit der Massen geschürt werden, daß schon aus diesem Grunde allein die künstlichen Teuerungspreise perverflich erscheinen.

Also bleibt nur der zweite Zwangsweg übrig, daß die Reichsbehörden eine planmäßige, der Willkür und dem Gewinninteresse des Einzelnen entzogene Organisation zur Beschaffung und sparsamen Verteilung der vorhandenen Lebensmittelvorräte schaffen, die energisch ans Werk geht. Die Vorarbeiten dazu sind getan. Die am 1. Dezember vorigen Jahres im ganzen Deutschen Reich vorgenommene Vorratsstatistik, deren Ergebnisse in Kürze vorliegen werden, hat einen Ueberblick über die liegenden Vorräte ergeben. Das Beschlagnahmengesetz ist verbessert und so ausgestaltet worden, daß ohne große praktische Schwierigkeiten alle Privatlager an Getreide, Kartoffeln und wichtigen Rohstoffen in Reichsverwaltung gebracht werden können. Die Kriegsgetreide-Gesellschaft m. b. H. stellt die umfassende Organisation zunächst für Preußen dar, die planmäßig eingreifen und wirtschaftlichen Gebrauch der Nahrungsmittel sichern kann. Sachvorschriften und Futterangaben für das Reich haben die Bevölkerung bereits an die notwendige Neuregelung der Ernährung von Mensch und Vieh gewöhnt. Es ist also, sozusagen, bereits „alles da“, was die erzwungene Sparsamkeit fördern könnte. Zu fordern bleibt nur noch, daß dieser Apparat möglichst schnell und entschlossen von den Behörden gehandhabt wird. Der Laie versteht das seither Beobachtete zögernde, langsame Vorgehen der Obrigkeit einfach nicht. Das Volk in allen seinen Schichten ist willig, an organisatorischen Kräften fehlt es gewiß nicht, an der Notwendigkeit schnellen Handelns noch weniger. Also mag auf diesem Gebiete endlich die Parole „Bismarck“ Platz greifen, die uns auf allen übrigen Gebieten den ersehnten ehrenvollen Frieden gewährt.

Arbeitsrecht und Arbeitspflicht im Kriege.

Von den öffentlichen Organen der Arbeitslosenfürsorge wird vielfach darüber geklagt, daß sich manche Arbeitslose sträuben, eine ihnen angebotene Arbeitsgelegenheit zu benutzen, weil sie ihrem Berufe zu fern läge, und daß sie sich lieber mit den Unterhaltungen, die sie erhalten, mögen sie noch so knapp sein, durchkämpfen wollen, als selbst gegen gute Bezahlung Arbeiten zu verrichten, für die sie sich nicht geeignet halten, oder die ihnen als für sie unpassend ergehen. So hat in diesen Tagen eine Stadtverwaltung bei weitem nicht genügend Schneeschipper finden können, weil sich von den vielen Arbeitslosen nur wenige dazu meldeten. Es mag Fälle geben, wo dieses Verhalten nicht als Drückbergerei bezeichnet werden darf, da naturgemäß jeder Beschäftigungslose in erster Linie bestrebt ist, sich körperlich und geistig in der für seinen besonderen Beruf erforderlichen Verfassung zu erhalten. Manchem mag es auch an der entsprechenden Kleidung für so derbe körperliche Arbeit wie Schneeschippen fehlen; aber im allgemeinen kann doch den Arbeitslosen nicht scharf genug eingepreßt werden, daß in Kriegzeiten die meisten derartigen Bedenken und Bedenkllichkeiten nicht am Platze sind und daß jeder die Pflicht hat, sich für keine Arbeit für zu schade zu halten, wenn er nur durch sie vermeiden kann, ein Parasit der Gesamtheit zu sein. Auch die Unternehmer müssen sich in Kriegszeiten grobenteils der unausgeglichenen Notwendigkeit unterziehen, um zu lernen und ihre Betriebe umzuorganisieren und ihre Wirksamkeit den kriegerischen Verhältnissen anzupassen. Niemand rettet manche von ihnen vor dem völligen Ruin, wenn sie sich hierfür als zu bequem erweisen. Wenn die Arbeiter in der Regel durch öffentliche Unterhaltungen als die wirtschaftlich Schwächeren mit Recht vor der äußersten Not bewahrt werden, so sollten sie sich doch sagen, daß in Kriegzeiten die Pflicht zu irgend welcher gemeinnützigen Arbeit dem Recht auf Unterhaltung vorgehen muß. Das Kriegshandwerk ist ein rauhes Handwerk, und der Gedanke der allgemeinen Befreiung läßt es nicht zu, daß ein Soldat vor der Pflicht zu Schanz- und ähnlichen Arbeiten verschont bleibt, weil er etwa im bürgerlichen Leben einem sehr feinen Kopfarbeiterberufe angehörte. Um so weniger sollte, von Ausnahmefällen abgesehen, im allgemeinen in diesen Zeiten davon die Rede sein können, daß Beschäftigungslose sich davor herumdrücken dürften, dort zuzugreifen, wo sie das Wirtschaftsleben im Kriege am besten verwenden kann.

Das Agio unserer Kriegsanleihe.

Berlin, 2. Jan. (Tel., Str. Bl.)

Die Kriegsanleihe wurde heute, am ersten Geschäftstage im neuen Jahre, an der Berliner Börse mit einem Agio

von mehr als einem halben Prozent über dem Subskriptionspreis bezahlt. (Die Folgerungen aus dieser Tatsache im Vergleich zu dem Disagio der englischen Kriegsanleihe ergeben sich von selbst. Schriftl.)

Die Siegeszuversicht der Gewerkschaften.

Berlin, 2. Jan. (Eig. Tel., Str. Bl.)

Das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands schreibt in einem Rückblick auf 1914: „Kein Mensch weiß, ob wir jetzt im Mittelpunkt stehen, ob wir uns dem Ende des Krieges nähern oder noch im Anfang längerer Kriegsjahre stecken. Nur eins wissen wir: daß wir durchhalten müssen und durchhalten werden, daß unser Vaterland durch keine Ueberzahl von Feinden, durch keine Ueberlegenheit der Waffen und durch keine Auszehrung unterzukriegen ist. Dieses Selbstvertrauen rührt sich nicht allein auf starke Heeresmacht, auf ihre ganze Organisation, Ausbildung und Disziplin, sondern vor allem auf Vaterlandsliebe, in der alle Deutschen ohne Ausnahme einig sind und bereit, für dessen Verteidigung jedes Opfer zu bringen. Mag der Krieg noch Monate oder Jahre dauern — er wird das Volk eher fester zusammenschweißen und seine Kräfte ins Ungewohnte wachsen lassen. Die Hoffnung, daß Deutschland in diesem Ringen schließlich doch noch unterliegen wird, mögen die Feinde getrost aufgeben. Eher werden sie selbst verbluten und in den Staub sinken. Deutschland ist es, das am kräftigsten aus diesem Weltkrieg hervorgehen wird.“

Es ist das offizielle Organ, der der Sozialdemokratie nahestehenden, von sozialdemokratischen Führern geleiteten Gewerkschaften, das derart vertrauensvoll der Hoffnung auf unseren Sieg Ausdruck gibt.

Zum Untergang der „Formidable“.

Rotterdam, 2. Jan. (Tel., Str. Bl.)

Ueber den Untergang des englischen Linien Schiffes „Formidable“ werden noch immer kleine, nähere Einzelheiten bekannt gemacht. Eine Reuterdepesche aus London enthält nur die für das englische Publikum trostliche Mitteilung, daß Minister Churchill vor kurzem im Unterhause daran erinnerte, daß England es sich leisten könne, monatlich einen Ueberdreadnought einzubüßen, ohne daß seine Uebermachtstellung zur See dadurch beeinflusst würde.

Rotterdam, 2. Jan. (Tel., Str. Bl.)

Man vermutet, daß der „Formidable“ eines der Schiffe war, die vor einigen Tagen den Hafen von Seebrügge besoffen haben und so vermutlich den Angriff deutscher Unterseeboote herausforderte.

Genf, 2. Jan. (Tel., Str. Bl.)

Der Eindruck der Katastrophe des „Formidable“ ist in der Pariser und der Rüssener Bevölkerung ein weit härterer gewesen als wie bei den Verlusten der Verbündeten im Kanal, deren einige von den Verbündeten geholt gehalten werden.

Die Minengefahr.

London, 2. Jan. (Tel., Str. Bl.)

Ein englischer Torpedobootzerstörer landete 14 Mann des norwegischen Dampfers „Obediens“. Das Schiff besaß sich auf der Fahrt von Rotterdam nach Kopenhagen und scheint völlig verloren zu sein.

Neujahrsschießen an der nordwestlichen Küste.

Amsterdam, 2. Jan. (Tel., Str. Bl.)

Aus Sluis wird gemeldet: Es schlägt 12 Uhr. Das neue Jahr beginnt mit einer heftigen Kanonade. Donnernd tönt es von der Meer her. Die Flotte ist in voller Tätigkeit, nicht eine Stunde ruht der Schiffsartillerie.

Wie französische Soldaten belogen werden.

(Aus einem Feldpostbrief.)

Wir liegen seit sechs Wochen in der hinteren Stellung in gedeckten Schützengräben, den Franzosen und Truppen gegenüber, während wir bisher drei Wochen lang etwa 80 Meter vor dem Feinde lagen. Dasselbe hatten wir einen sehr aufregenden Dienst, weil wir Tag und Nacht mit Ausnahme von ganz kurzen Pausen auf Posten sein mußten. Seit Dienstag abend wüdet auf dieser Front mit dem Regiment... das uns ablöste, ein erbitterter Kampf. Die Franzosen hatten unter der Erde unter unseren Gräben Minen gelegt und sie in die Luft gesprengt. Es hat dabei aber nur verhältnismäßig wenig Verluste bei den... er gegeben. Nunmehr erfolgte der eigentliche Angriff der Franzosen. Unsere Truppen ließen sich ruhig bis auf etwa 15 bis 20 Meter an unsere Drahtverhaue heranrücken, dann erst setzte das Feuer der Infanterie einschließlich der Maschinengewehre ein. Im nächsten Augenblick machte unsere Artillerie durch Schnellfeuer ein Nachdrücken der feindlichen Verhärtenungen unmöglich, und infolgedessen wollten die vorderen Linien wieder lehren machen. Dies war jedoch nicht mehr möglich; denn ehe die Leute wieder über das Hindernis hinwegkommen, lagen sie alle ohne Ausnahme tot oder verwundet an der Erde. Wie später festgestellt, ein ganzes Bataillon. Inzwischen ist derselbe Angriff vom Feinde, aber in etwas vorsichtigerer Weise nochmals wiederholt, doch stets abgewiesen worden. Vorige Woche haben die Franzosen einen ganzen Abend unter Begleitung der Regimentsmusik gelungen, und als wir in derselben Nacht einen ihrer Offiziere gefangen nahmen, erzählte uns dieser, bei ihnen sei bekannt gegeben worden, das russische Hauptquartier sei in Berlin und die Franzosen seien bis Kassel vorgezogen. Wir überzeugten ihn am anderen Tage, daß dies gelogen sei. Man sieht also, wie's gemacht wird.

Die englischen Neuformationen.

London, 2. Jan. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Es wurden sechs neue Armeen zu je drei Infanteriebrigaden gebildet. Kommandeure werden sein: der 1. Armee General Haig, der 2. Smith Dorrien, der 3. Hunter, der 4. Jan Hamilton, der 5. Leslie Kettle und der 6. Bruce Hamilton.

Die Kämpfe am Bzura und Rawka.

Amsterdam, 2. Jan. (Tel., Cit. Bl.)

Reuter meldet aus Petersburg: Die Kämpfe am Bzura- und Rawkaabschnitt trugen einen wahnwitzigen Charakter. Die Deutschen brachten es fertig, das Radis die Flüsse zu überqueren. Beim Morgengrauen befanden sie sich dreiviertel englische Meilen von den russischen Stellungen entfernt, über die sie nun wie toll herfielen und die Russen zum Weichen brachten; doch sammelten sich die Russen wieder und umringten die Deutschen. Es kam zu einem sichtbaren Bajonettkampf, bei dem Pardon weder gegeben noch verlangt wurde. (In dieser Petersburger Meldung wird nicht gesagt, wie der Kampf geendet hat. Aber da die Deutschen in jenem Abschnitt ungenutzt vordringen, kann das Ende nur so gewesen sein, daß man es begreift, wenn in Petersburg darüber nicht gesprochen wird. Schriftl.)

Auf dem Marsch nach Warschau.

Wien, 2. Jan. (Tel., Cit. Bl.)

Die Kriegsberichterhalter der Petersburger Blätter schreiben: Die Erfolge der Deutschen und Oesterreicher lassen sich nicht mehr ableugnen, namentlich das Vordringen gegen Warschau, von wo die Verbündeten nur noch 25 Meilen entfernt sind und bereits Anhalten zur Belagerung getroffen werden.

Der tägliche Fang.

Die Aufrechnungen über Gefangenenziffern, mit denen unsere Heeresleitung von Zeit zu Zeit das deutsche Volk erfreut, hat neben der allgemeinen Genugtuung noch einen besonderen, nicht zu unterschätzenden Lehrwert.

Der Sale, im Inland wie erst recht im Ausland, fragt nach dem „großen Schlag“, dem weithin sichtbaren taktischen Erfolge; die Dämonen und Kleinart der Krieges, und alles Französische, bekümmert ihn kaum. Wird der große Einzel-

erfolg aber errungen, so ist der Dämonen fast ausschließlich die Zahl der Gefangenen maßgebend.

Darum sorgt die Gefangenenziffer für den Beweis, daß auch in der scheinbar ereignisarmen „Stille“ Zeit etwas geschieht. Besonders interessant in dieser Beziehung sind die Aufrechnungen über die Franzosen. Bei den Russen mag das allgemeine Urteil, das in immer zehntausende von Gefangenen leben möchte, nicht völlig Unrecht haben; das Ungeschickte, unnerwünschte Russentum ist wirklich nur durch Verminderung der Zahl, durch gewaltige Aderlässe entscheidend zu überwinden. Anders Frankreich. Sein Widerstand, seit September, muß ermüdet, durch unablässiges „Anknabbern“ zermürbt werden. Das Wort kommt von Joffre; die Tätigkeit des Anknabbers wird aber nicht an unferen, sondern an seinen Truppen erfolgreich ausgeübt. Obgleich ein „großer Schlag“ nicht geführt wurde, hat sich seit Anfang November die Zahl der französischen Gefangenen um 27 000 vermehrt. Das sind im Tagesdurchschnitt 400 bis 500: genau wie die täglichen Meldungen erwarten lassen. Selbst im Durchschnitt der Monate September und Oktober wurden während des Monats Dezember über 3000 Franzosen gefangen genommen. Das ist die Kunst des „Anknabbers“ im besten Stil; und man darf sich fragen, ob französische Nerven diese tägliche Neizung noch lange vertragen werden.

Ist Italien damit zufrieden?

Ein französischer Übergriff gegen die italienische Schifffahrt.

Rom, 2. Jan. (Tel., Cit. Bl.)

Der Postdampfer „Caprera“ wurde zwischen Sardinien und Civitavecchia durch ein französisches Geschwader angehalten. Drei deutsche Reservisten, Ingenieure vom Elektricitätswerk in San Sebastiao, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und von dem französischen Torpedoboot „Zahire“ ausgeschifft. Die Durchsuchung erfolgte 21 Meilen von der italienischen Küste, also in italienischen Küstengewässern.

Eine Rundgebung De Wets und Beyers.

Notterdam, 2. Jan. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ veröffentlichte eine Proklamation De Wets und Beyers vom 28. Oktober v. J.; sie lautet:

Hiermit wird allen Bürgern der Union bekannt gemacht, daß, nachdem die Regierung der Union beschlossen hat, Deutsch-Südwestafrika zu erobern, und der Beschluß auf unrichtige Berichte und Behauptungen von Parlamentärsmitgliedern der südafrikanischen Partei bekräftigt worden war und nachdem gegen den gottlosen Ueberfall auf Deutsch-Südwestafrika gegen ein Volk, das uns nie abließ, sondern uns allzeit gut gesinnt war, protestiert worden war, und nachdem die Regierung das Recht des Publikums, den Protest fortzusetzen, durch die Proklamation des Kriegesrechtes verhindert hat, protestieren wir mit den Waffen in der Hand gegen ein so gefährliches Prinzip, das die Regierung gegen die Absicht und den Willen des Volkes ausführen will, da wir überzeugt sind, daß unser Volk in großes Unglück und Elend gestürzt werden wird und daß wir uns Gottes Fluch zuziehen werden. Da unser Protest nicht darauf ausgeht, Bruderblut zu vergießen, sondern vielmehr dies möglichst zu vermeiden, und wir keinesfalls angreifend auftreten, so rufen wir alle Bürger auf, alle Kräfte anzuspannen und ihren Einfluß zu gebrauchen gegen die Eroberung von Deutsch-Südwestafrika, und sich gleichzeitig zu weigern, sich von der Regierung gebrauchen zu lassen, um mit den Waffen zu kämpfen.

(gez.) De Wet, Beyers, Generalkommandierende Bürger.

Steenhof Fontein, 28. Oktober 1914.

König Georgs Neujahrswünsche.

Notterdam, 2. Jan. (Tel., Cit. Bl.)

Aus London wird gemeldet: König Georgs laudete Präsident Poincaré seine Neujahrswünsche mit besten Wünschen für das neue Jahr, die erklärt, daß er sicher sei, daß das neue Jahr eine noch engere Freundschaft zwischen England und Frankreich sehen werde. Der König äußert

die Hoffnung, daß der Krieg bald zu Ende geführt werden wird. — Auch der Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, erhielt Neujahrswünsche von König Georg für die Wohlfahrt der Staaten, mit denen England durch innige Bande der Freundschaft verknüpft sei.

Depechenwechsel zwischen den Oberfeldherrn im Osten.

Wien, 2. Jan. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat an den Erzherzog Friedrich folgendes Telegramm gerichtet:

„Eure Hoheit bitte ich, zugleich im Namen der mir anvertrauten Truppen, mich, untermächtigsten Glück- und Segenswünsche zum Neuen Jahre darbringen zu dürfen. Wir stehen in unerschütterlicher Treue neben unsern Waffenbrüdern, bis der endgiltige Sieg errungen sein wird.“

Feldmarschall v. Hindenburg.

Erzherzog Friedrich dankte mit folgender Depeche:

„Meinen wärmsten Dank für das treue Gedenken und für die guten Wünsche zum Jahreswechsel. Auch ich erblicke Gottes reichsten Segen für unsere, in unverbrüchlicher Treue uns zur Seite stehenden Waffenbrüder. Zum Neuen Jahre Heil und Sieg!“

Erzherzog Friedrich, Feldmarschall.“

Der Präsident-Kaiser von China.

London, 2. Jan. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

„Daily Telegraph“ meldet aus Peking: Yuan Shikai brachte ein Gesetz durch, das ihm die Präsidentschaft auf Lebenszeit sichert und ihm das Recht der Wahl des Nachfolgers einräumt.

Hundertjahr-Erinnerungen.

Das neue Jahr brachte uns nicht nur die Vollendung eines Jahrhunderts seit der Geburt Bismarcks, — auch Preußen rüstete sich zu einer wichtigen besonderen Gedenkfeier, die, mit jener ihrer Art nach nahe verwandt, durch den Krieg ebenso gestört worden ist wie die geplanten Bismarckfeiern. Im Jahre 1915 sind 500 Jahre, daß die Mark Brandenburg, die Wiege des preukischen Staates, mit dem Hause Hohenzollern auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Das Jahr 1915 würde also, wenn man allein die beiden Gedenktage in Betracht zieht, an Bedeutsamkeit und Glanz seiner feierlichen Veranlassungen das große Gedenkjahr der Freiheitskriege 1813 weitläufig erreicht haben. Das ist jetzt in der That, der sich im Laufe der Jahrhunderte um das vermauerte Strandgut der Luxemburger gruppierte, unter den Nachkommen der Nürnberger Burggrafen zur Größe emporgehoben. Außer den schwerer 7 Jahren zwischen Jena und Leipzig trübten allein die 5 des dreißigjährigen Krieges von Gustav Adolfs Einbruch bis zum Prolet Krieges die frohe Behaglichkeit einer 500jährigen Erinnerung.

Aus dem Feiertage 1915 ist nichts geworden. Selbst wenn uns vor dem Sommer der Frieden zurückgegeben werden sollte, würde die Stimmung zum Feiern sich noch nicht wieder eingefunden haben. Der Schatten der schwarzen Schicksalshand, die rauh und kalt in unsere Schicksalsfäden auf Rosensternen hineingriff, muß erst langsam wieder verblasen.

Und jetzt an der Jahreswende tun wir doppelt wohl, uns in der Geduld und Ausdauer zu üben. Raum, daß die ersten leisen Unterwürigkeit von Wort und Schrift im Lager der Berliner das Friedensmotiv anklingen lassen. Noch wollen sie sich selbst nicht, geschweige denn der Welt, das Gekränktheit machen, daß sie die Westseite sind.

Und einen Frieden ohne dieses Eingekränktheit, einen faulen Frieden, welcher die Dinge auf dem Flecke des Vorangestanden, den Lehnen wir ab. Unsere Regierung hat sich zu wiederholten Malen feierlich dem deutschen Volke gegenüber verbürgt, daß nur von einem Frieden, dessen Bedingungen ihm Dauer sicherten, die Rede sein dürfe. Damit ist die Möglichkeit einer einfachen Herstellung der Zustände vor dem Kriege ausgeschlossen. Wir haben jetzt erst so recht handgreiflich an unserem Leibe erfahren, welche Nachteile uns die frühere Schlaftheit ihrer Staatsmänner der deutschen Nation aufgebunden hatte. Genau 100 Jahre sind es her, daß auf dem „Wiener Kongress“ die Landkarte Europas seiner Willkür von seinen dort unerfahrenen, halb verräterischen Diplomaten neu entworfen wurde. Auf jenem Kongresse hob Rußland jenen Keil zwischen unseren

Eva Johanna.

Roman von Arthur Werner.

(Copyright by M. Hentschel, Berlin-Wilmersdorf I.)

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zur Institutsvorsteherin, die ihr von Jugend auf eine mehr als mütterliche Freundin gewesen war? Nach dem, was vorgefallen war? Nein, niemals!

Wohin also? Und da begann der Leidensgang der Lehrerin, die zum Stundengehen gezwungen ist. Der Kampf um das tägliche Brot und um die verschwindende Kraft.

Und dazu die Lüge ihrem Vater gegenüber, der nichts ahnen, geschweige denn die Wahrheit erfahren durfte, und dem das sichtbare Hinsinken seiner Tochter ein Kummer und Rätsel war.

Mehr als einmal war Laura der Gedanke gekommen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Noch einmal schrieb sie an ihn, an Wolf Remmow.

Der judte die Achseln. Die Sache war so sehr unangenehm, aber was sollte er tun? Warum sind die Mädchen heutzutage noch so überpannt? Und dann... vielleicht hat sie's auch gar nicht. So was überlegt man sich zweimal; und wenn sie es tat, dann müßte er seine Hände in Unschuld. Was konnte er denn dafür, wenn ihre Nerven sie zum Selbstmord trieb?

Ihr selbst war es mit dem Vorhaben ernst. Aber am Ufer des Kanals, hart an der Pforte, von der aus sie den erlösenden Sprung in die See tun wollte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Man hob sie auf, brachte sie ins Hospital, und dort lag sie lange Zeit krank.

In ihren wirren Fieberträumen, die einander jagten und ihre Kräfte verzehrten, hatte sie zwei Namen genannt. Wolf, Wolf und immer nur Wolf und dann den bekannten der Institutsvorsteherin in Charlottenburg.

Diese hatte man gerufen, um die Identität der Schwerkranken festzustellen. Sofort hatte sie die Tragödie geahnt, hatte sie durch ihre Nachforschungen im Hause der Baronin bekräftigt gefunden und hatte, ein edles, wundervolles Weib, das Geheimnis für sich behalten, und keinem auch nur ein Wortchen davon gesagt, auch Lauras Vater nicht.

Und als die Genesung kam und die schrittweise Besserung, da zog sie vor ihrem einstigen Liebting nicht die rettende, hilfsreiche Hand, sondern sie gab ihr die Stelle als Lehrerin wieder, nur daß Laura Remmow nicht mehr im Hause wohnen, sondern nur zum Unterricht zu kommen brauchte.

Der Schmerz und die Krankheit hatten die Schönheit Laura Remmows nur noch verächtigt. Ihre physische Kraft reichte aber kaum noch zur Erfüllung ihrer Berufspflichten aus.

Da wandte sich die Vorsteherin an Fleming, der schon als Knabe im Hause ein- und ausgegangen war, und der natürlich seine alte Freundin bei seiner Rückkehr auch wieder aufgesucht und besucht hatte. Auch Laura Remmow konnte er schon von früher, und da auch ihm das krankhafte Aussehen des schönen Mädchens auffiel, so beehrte die Vorsteherin die Gelegenheit, um von der Notwendigkeit zu sprechen, Laura in ein anderes Milieu und womöglich aus der Stadt zu bringen; jedenfalls irgend wohin, wo eine Erlösungsmöglichkeit vorlag, nicht zu viel Arbeit war und dennoch eine gewisse Pflichterfüllung verlangt wurde.

Und Karl Fleming schaffte Rat. Er brachte Laura Remmow und Eva Johanna und jetzt...? Jetzt sollte sie sich entschließen, sollte jenen das Glück geben, denen sie in Dankbarkeit und Liebe verbunden und denen sie auch die Opfer zu bringen bereit war.

Sie hatte den Entschluß über Nacht gefaßt und war in aller Frühe fortgegangen, um Karl Fleming sicher anzutreffen, denn es sollte kein Tag mehr vorübergehen, der die beiden voneinander getrennt hielt. Sie wollte ihn womöglich bewegen, gleich mit ihr zu kommen und irgend einen Grund für sein Fernbleiben anzugeben, nur den der Eifersucht nicht.

Denn die Eifersucht, die der Liebe entspringt, tötet die Liebe!

Der Weg war wunderbar schön, die Luft so klar und so würzig, und die Sonne wob herrliche Lichter durch das prächtige Baumlaub, oder auch, einer goldigen Aue gleich, ihren Glanz über die sich endlos dehrenden Wiesen und Felder. Sie aber sah von alledem nichts. Sie dachte nur ihres Begehres, um endlich zu ihm zu kommen, ehe ihre Kraft

sie verliert, denn es gehörte viel Kraft und viel Mut und viel Feinheit, schwer aufrecht zu erhaltender Wille dazu, das Geheimnis der eigenen Schwachheit und des eigenen Leides dem Preiszugeben, an dessen Schwachheit ihr mit am meisten gelegen war.

Aber es mußte sein, und darum atmete sie auf, als sie im Flemingischen Gutshofe angelangt war.

„Herr Fleming zu sprechen?“

„Der Herr?“ Nein, der ist seit drei Tagen fort.“

„Um Gottes willen, wohin?“

Ein Aehselzucken war die einzige Antwort. Dann folgte ein zögerndes: „Ich weiß nicht, nach Köln oder nach Frankfurt.“

„Und wann kommt er zurück?“

„Er hat nichts Bestimmtes gesagt. In drei bis vier Tagen.“

In drei bis vier Tagen konnte alles zu spät sein. Konnte Wolf Remmow schon Gott alles was getan haben, denn sie traute ihm alles zu, auch das schlechteste. Was aber sollte sie tun? In Eva Johanna gehen, dieser das Geheimnis machen? Das würde ihr schwer, schwerer, als es ihr Karl Fleming gegenüber geworden wäre, denn Frauen sind mitleidvoller als Männer, handelt es sich um fremde Schuld.

Und so ging sie dann wieder, mutloser als sie gekommen und gebrochener als je. Gerade aber, als sie das schwere Tor wieder öffnete, um das Haus zu verlassen, prallte sie in tödlichem Schrecken zurück, denn da, dicht vor ihr, gerade im Begriff, das Tor zu öffnen, stand er, Wolf Remmow.

Auch er sah sie sähungslos an. War denn das möglich? Sie! Sie! Aber er hatte sich bald wieder in der Gewalt. Er durfte ihr ja nicht zeigen, wie unangenehm und wie peinlich ihm das Zusammentreffen unangenehm, namentlich aber gerade hier war. Das Leben also hatte sie sich doch nicht genommen. Und er erlachte sich beinahe auf dem Gebahren, daß ihm das Leid war. Sie konnte ihm ja hier ganz außerordentlich unangenehm werden.

Wenn sie Eva Johanna kannte, wenn sie mit ihr über ihn sprach, das konnte ja geradezu eine Katastrophe werden und all seine Pläne über den Hausen werfen. Aber auch dieser Gefahr wollte er trotzen.

(Fortsetzung folgt.)



Ehren-Tafel

Der Offizier-Stellvertreter im Reserve-Inf.-Regiment Nr. 118 Regierungs- und Schulrat Dr. Grau-Wiesbaden erhielt das Eisene Kreuz.

Das Eisene Kreuz erster Klasse wurde dem bekannten ausgezeichneten Herrenreiter Oberst. Graf v. d. (v. Drag.), sowie dem Führer des 3. schweren Reserve-Reiter-Regts. Ritter. W. v. Keller verliehen, der früher als 16. Mann mit Erfolg auf unseren Rennbahnen im Sattel tätig war. Mit dem Eisenerkreuz der ersten Klasse wurde auch Offizier-Stellvertreter Timmerberg vom Ruderverein Bremen ausgezeichnet. — Die zweite Klasse des Tapferkeitsordens erhielten die Kriegsfreiwilligen Querner und Meyer, sowie Offizier-Stellvertreter Däumler vom Braunschweiger Fußballklub Eintracht, W. Munsch vom Dresdener Sportklub, dem außer der Beförderung zum Unteroffizier auch noch die Friedrich August-Medaille in Silber zuteil wurde, Dathé, der vorzügliche Stürmer der Spielvereinigung Leipzig, Feldwebel Lutter, der ausgezeichnete Fußballspieler des Fußballvereins Werder-Bremen, der inzwischen zum Offizier befördert wurde, und Wohlfahrt von Männer-Schwimmverein München, der zugleich auch die goldene bayerische Tapferkeitsmedaille erhielt.

weil- und ostpreussischen und Oesterreichs galizischen Besitz, der uns jetzt so schwere Kriegsarbeit macht!

Beinahe hätte damals der Friedenskongress zu einem Kriege der Napoleonbesieger unter sich um die Verteilung der Beute geführt, wäre das verstärkte Wiedererwachen des gemeinsamen Gegners nicht als eine so dringliche Mahnung zur Eintracht dazwischen gekommen. Noch einmal mußte auf dem Schlachtfelde die Entscheidung von Leipzig befähigt werden. Preußen und — England reichten sich auf ihm zur „Velle Alliance“ die Hand. Was ist aus jenem Händedrucke der Heerführer geworden? Der Boden, auf dem er ausgetauscht wurde, hat den furchterlichen Krieg der damals verbündeten Nationen entzündet, der Erde, Luft und Wasser mit gleichem Schreden erfüllt. An Waterloo Gedenktag wird diesmal die Erinnerung der Völker schon vorüberziehen.

Kurze politische Nachrichten.

Bevorstehende Ersatzwahlen zum preussischen Landtag.

Berlin, 2. Jan. (Tel. Gr. Bln.)

Die noch ausstehenden Ersatzwahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus — es sind mit dem erledigten Mandat des Abgeordneten Wolff-Diebrich 9 — dürften doch nun in nächster Zeit vorgenommen werden. Unter den Parteivorständen herrscht Einmütigkeit darüber, daß eine weitere Sinauschiebung nicht ratsam sei. Den von dieser Seite an ihn herantretenden Wünschen wird der Minister des Innern sehr Rechnung tragen. Die Anberaumung der Wahltermine steht danach für die nächsten Wochen zu erwarten.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Wiesbadener Kronen-Gold das bevorzugte tägliche Hausgetränk jeder Familie. Qualität des Bieres ist hervorragend

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 3. Januar.

Weihnachten im Feindesland.

Wie unsere Wiesbadener Landsturmmänner das Weihnachtsfest auf ferner Wacht im Feindesland feierlich begangen haben, ist aus nachstehendem stimmungsvollen Briefe ersichtlich, der aus der Feder des Lehrers Georg Wiese stammt, von dem wir erst kürzlich einen Bericht veröffentlicht haben über das erfolgreiche Auftreten des Sängerkwartetts Wiesbadener Landsturmmänner bei einem Liebesmahl.

Frankfurt, 27. Dezember 1914.

Mein lieber Freund!

Welch einen Jubel, welch ein Hoffen löst doch das Wort „Weihnacht“ aus bei uns in der Heimat! Wie bange schlagen die Kinderherzen, bis endlich die ersuchte Minute kommt, wo der Weihnachtsbaum hell erstrahlt! Wie glänzen die Augen in Liebe beim Empfang der Geschenke! Und nun erst Weihnachten draußen im Feindesland, inmitten einer Bevölkerung, die uns zum Teufel jagt

möchte! Weihnachten unter Landsturmmännern, unter Männern von vierzig und mehr Jahren! Ja, da werden auch sie nochmals Kinder, wie einst zur Jugendzeit. Welche Freude, wenn die sehnsüchtig herbeigewünschte Post Pakete und Briefe aus der Heimat bringt! Wie da die Hände zugreifen, wenn der Name genannt wird. Wie schnell werden Band und Verpackung gelöst, um den Inhalt so schnell als möglich zu sehen. Wie perlen in den Augen die Freudentränen, und wie schnell sind die Hände bereit, den Weihnachtsbaum zu schmücken, würdig der Heimat. Was so eine Landsturmmann nicht alles herstellen kann! Bänder in deutschen Farben werden geklebt; Rüsse und Holzstübe werden mit Staniol umwickelt. Eine Holzstube mit Tannenreis geschmückt dient als Ständer für den Weihnachtsbaum. Und nun kommt die schwere Stunde! Mit den Klängen von „Stille Nacht“ und „Es ist ein Reis entsprungen“ weiß unser Landsturmmannquartett die Männerherzen zu packen und vorzubereiten für die Feste. Der Kompagnieführer, Rittmeister Reishmann, erinnert daran, daß und diesmal Weihnachten im Feindesland beschließen seien. Kein Mensch hätte vor einem Jahre daran gedacht. Wenn auch fern von Weib und Kind, so schweifen doch unsere Gedanken nach Hause zu unseren Lieben, die in der Stunde am Christbaum des fernem Vaters und Vaters gedanken werden, die hin zur Kirche pilgern, um für das Wohl des Vaters zu beten. In Gedanken an Weib und Kind wollen wir Weihnachten feiern. Sein Hoch galt den Lieben daheim. Da blieb kein Auge leer, und Tränen rollten durch die ergrauten Landsturmmänner. Schäfers Sonntagsspiel „Das ist der Tag des Herrn“ schloß die kleine, aber eindrucksvolle Feier, die allen noch recht lange in der Erinnerung bleiben wird. Draußen an den Fenstern aber stehen die Belgier und lauschen den Klängen der Musik und des deutschen Liedes. Ja, schaut nur hinein und seht, wie deutsche Krieger das Fest der Liebe würdig feiern! Schaut in den Lichterbaum als das Sinnbild der Herzen, die heute im Gedanken der Lieben daheim leuchten. Fernt von ihnen, den Tag des Herrn würdig zu begehen, daß ihr am deutschen Weien erstarbt, damit das Wort erfüllt wird: „Am deutschen Weien soll einmal noch die Welt genesen“. Unser aller Gedanken aber schweifen zu Gott, um ihn zu bitten, daß er dem Ringen ein Ende bereite, daß er unserer gerechten Sache den Sieg verleihe und uns gesund die Heimat wiedersehen lasse, damit wir im nächsten Jahre das Fest der Liebe zu Hause feiern können, auf daß sich die Engelsbotschaft erfüllen möge: „Friede auf Erden“.

Staatliche Unterstützung an Kriegerfamilien.

Nach einer Mitteilung des königlichen Kriegsministeriums gehen bei diesem fortgesetzt Gesuche um Bewilligung von Unterstützungen an Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften auf Grund des Reichsgesetzes vom 28. Februar 1888 und 4. August 1914 sowie um Prüfung von Bescheiden auf solche Gesuche ein. Hierdurch erleidet die Behandlung der Gesuche, bei der Beschleunigung geboten ist, eine unerwünschte Verzögerung, da das Kriegsministerium, als nicht zuständig, alle Gesuche an die Zivilverwaltungsbehörden abgibt.

Es sei bei dieser Gelegenheit erneut hingewiesen auf die Vorteile der obengenannten Reichsgesetze und auf folgende Mitteilungen betreffend die Erlangung solcher Unterstützungen:

Im Interesse einer möglichst schnellen Auszahlung der auf Grund jener Reichsgesetze zuständigen Unterstützungen für Familien der in den Kriegsdienst eingetretener Mannschaften hat das königliche Kriegsministerium außer den bereits getroffenen Anordnungen noch veranlaßt, daß die Bezirkskommandos auf Anfordern seitens der Angehörigen in den Dienst eingetretener kurze Bescheinigungen über den erfolgten Diensteintritt anzustellen haben.

Die Familienunterstützungen auf Grund jener Reichsgesetze tragen niemals den Charakter von Armenunterstützungen, es sind vielmehr Zuwendungen, die unbemittelten Angehörigen in den Dienst eingetretener Mannschaften gesetzlich zu gewähren sind. Demgemäß brauchen und sollen die solche Unterstützungen nachsuchenden auch durch die Art der persönlichen Behandlung sich auf keinen Fall als „Almosenempfänger“ fühlen.

Gegenüber einzelnen Anfragen wird noch bemerkt, daß die Familienunterstützungen am 1. und 16. jeden Monats vorausbezahlt sind. Fällt der Diensteintritt bzw. der Stinmarck zum Truppenteil in die Zeit zwischen die Fälligkeitstermine, so ist die Unterstützung erstmalig vom Tage des Eintritts oder Abmarsches ab bis zum nächsten Fälligkeitstermin zu zahlen. Auch unterliegt es keinem Bedenken, die durch das Gesetz vom 4. August 1914 geschaffenen Wohlthaten auch den Familien derjenigen anzuwenden, die

infolge des gegenwärtigen Krieges bereits vor dem 4. August v. J. einberufen worden sind.

Wiesbadener Verwundetenliste.

Aus der Liste der Auskunftsstelle der Loge Plato über in Wiesbadener Lazaretten liegende Verwundete.

In der Auskunftsstelle in der „Loge Plato“ liegen außerdem die neuesten Verwundetenlisten folgender Lazaretten aus: Frankfurt a. M., Mainz, Homburg, Diebrich, Bingen, Eltville, Rüdesheim, Cestrich, Winkel-Vollrath, Geisenheim, Schlagenbad, Langenschwalbach, Idstein, Kloster Oberbach und Trier.

110., 111. und 112. Nachtrag.

Hilf. Weib, Wiesbaden, Hilf.-N. 80/3 (Paulinshiff), Ref. Reiper, Vorch, Hilf.-N. 80/7 (Schäufenhof), Widm. R. Gabel, Erbenheim, Hilf.-N. 80/8 (Sanatorium Siegfried), W. Schumann, Dohheim, A.-N. 40/9 (San. Siegfried).

Die königliche Prüfungskommission für Mittelschullehrer und Rektoren besteht für das Jahr 1915 in der Provinz Hessen-Nassau aus folgenden Mitgliedern: Provinzialschulrat Dr. Albers in Cassel, Vorsitzender; Regierungsschulrat Below in Wiesbaden; Seminardirektor Schulrat Vogt in Dillenburg; Seminardirektor Kork in Gomburg; Gymnasial-Oberlehrer Prof. Mahfeller in Montabaur; Gymnasial-Oberlehrer Prof. Dr. Brede in Cassel und Direktor Kramer in Fulda.

Der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen hat die Reichspostverwaltung ihre Mitwirkung dadurch geleistet, daß sie sämtliche Postanstalten des Reichspostgebietes in dankenswerter Weise zur Annahme von Spenden für die Stiftung ermächtigte. Bisher sind durch die Postanstalten rund 868 000 M. an den Schatzmeister der Stiftung abgeführt worden. Einen weiteren erfreulichen Zuwachs haben die Stiftungsmittel vor kurzem erfahren, indem der Nationalstiftung vom Austausch der Kriegsspende von Angehörigen der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung aus den von den Berufsgenossen gespendeten Beiträgen 100 000 M. überwiesen worden sind. Mit Rücksicht auf den guten Zweck der Stiftung — Verforgung der Hinterbliebenen unserer Krieger — ist es zu wünschen, daß ihr die Teilnahme weiter Kreise der Bevölkerung auch fruchtbar erhalten bleibt. Zur Einzahlung der Beträge ist überall bequeme Gelegenheit vorhanden, da nicht nur alle Postanstalten einschließlich der Postagenturen und Posthilfsstellen, sondern auch die Landbriefträger auf den Befehlsgängen Beiträge für die Nationalstiftung vom Publikum entgegennehmen.

Die Rückführung von Leichen von den Kriegsschauplätzen nach der Heimat mit der Eisenbahn wird jetzt für einzelne Fälle zugelassen. Diesbezügliche Gesuche sind an das stellvertretende Generalkommando zu richten, von wo aus die Genehmigung der Transporte bei den zuständigen Etappeninspektionen ausgewirkt wird. Es ist unbedingt notwendig, daß in den Gesuchen die Begräbnisstätten genau bezeichnet werden, und zwar nicht nur durch den nächsten kleinen Ort, der oft auf der Karte schwer auffindbar ist, sondern auch durch die nächste größere Ortschaft, Stadt usw., damit die rasche Erledigung erleichtert wird. Es wird dann ermittelt, ob es nach der Lage der Gräber, nach deren Bezeichnung und Anordnung (Massengräber) überhaupt möglich ist, die betreffende Leiche mit Bestimmtheit aufzufinden, und ob es nach Lage der Sache angängig ist, die Ausgrabung vorzunehmen. Nach dem Eintreffen der Genehmigung der Etappeninspektion wird dem Gesuchsteller durch das stellvertretende Generalkommando ein schriftlicher Ausweis ausgestellt, der zur Benutzung der Eisenbahn gegen Bezahlung bis zum Etappenhauptort berechtigt. Hier hat er sich eine weitere Anweisung bei der Etappeninspektion zu holen, die ihm auch bei der Auffindung der Leiche, Anordnung der Arbeit, Befestigung von Landfuhrwerk usw. beihilflich ist. Das Mitführen von Kraftwagen aus der Heimat ist verboten. Nur Särge, die den Vorschriften für den Leichentransport auf Eisenbahnen entsprechen, sind mitzubringen. Die Rückführung der Leichen vom Etappenhauptort nach der Heimat geschieht nur mit der Bahn. Die Anmeldung zu einem solchen Eisenbahntransport ist an die zuständige Etappeninspektion zu richten. Die Beförderung der Leichen auf den im Militärbetrieb befindlichen Bahnen erfolgt kostenfrei, auf den übrigen Bahnen nach den Bestimmungen der Verkehrsordnung. Es ist grundsätzlich erforderlich, daß ein Verwandter oder näherer Bekannter des betreffenden Gefallenen mitfährt, damit die Feststellung der Leiche gewährleistet wird. Gegen die Zulassung von Beerdigungsgesellschaften ist nichts einzuwenden. Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Rückführung von Leichen während des Feldzuges außerordentlich hörend

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Theater.

Das englische Theater und der Krieg. Soeben hat die Londoner „Daily Mail“ den Vorhang, der das Glend der englischen Bühne gütigst verhält, etwas weggezogen und läßt uns allerhand Dinge sehen, die dem Lande, das Shakespeares Wiege getragen hat, gar sonderbar zu Gesicht stehen. „Wer in den letzten Zeiten“, so heißt es in der offenerzählten Darstellung, „das schrittweise Sinken der Bühne in London und in den englischen Provinzen beobachtet hat, wird sich jetzt zwei Fragen stellen: Wird die Bühne die Kriegskrisis überleben, und wenn dies der Fall, werden die Theaterdirektoren der Lehre eingedenk bleiben, die sie jetzt gegenwärtig bekämpfen, und auch ihren Vorteil daraus ziehen? Die Sachlage ist nämlich diese, sie ist so traurig, als sie unheilbar scheint. Während der letzten fünf Jahre verlor die Londoner Bühne unaußhaltbar an Beliebtheit. Die Gründe liegen auf der Hand. Meistenteils liegt die Bühne in den Händen von Männern, die unfähig sind, mit den Forderungen und wirtschaftlichen Neuerungen Schritt zu halten, und überdies beweisen, wie wir es Woche um Woche feststellen können, wie wenig Kenntnis sie haben von dem, was das Publikum nötig hat, und auf wie große Unfähigkeit und Urteillosigkeit es läßt. Das Künstlerdirektorsystem, wie wohl vom geschäftlichen wie künstlerischen Gesichtspunkte aus zu beurteilen, hatte dennoch manchmal Erfolg. Als der Künstlerdirektor jung, energisch war und Anziehungskraft ausübte, hat er allmählich das Theater beherrschende Publikum zu angenehmeren Zuständen und Zerstreungen getrieben, und außer wenigen Ausnahmen, die man an den Fingern einer Hand aufzählen konnte, ist da seit Jahren ein andauerndes Sinken zu beobachten gewesen. Da kam plötzlich der Krieg. Wenn die Völker aus den Ruinen dieses Krieges sich noch erheben, so wird das Londoner Bühnenwesen, wenn es überhaupt noch bestehen wird, nur noch ein höchst kümmerliches Dasein führen. Es wird gezwungen sein, die Hälfte seiner Theater zu schließen und wird ein ruhendes Bühnenwesen dem Bühnenwesen zurufen müssen. Das Reich der Zustände wird, wie so manche anderen närrischen Dinge, zu einem plötzlichen Ende gelangen sein.“

Eine Sympathietundgebung für Deutschland.

Der gefeierte brasilianische Erzähler Coelho Netto veröffentlicht im „Literarischen Echo“ (Verlag Egon Fleischel u. Co.) eine bemerkenswerte Sympathietundgebung für Deutschland, der wir folgendes entnehmen:

Rio de Janeiro, 14. November 1914 Diesen Brief gebe ich auf gut Glück dem Spiele der Bogen preis, vielleicht daß ein gütiger Wind ihn Ihnen zuträgt. Tausend Zwischenfälle des Krieges mögen ihn behindern; ihn begleitet mein inniger Wunsch, daß er sein Ziel erreiche. Wie sehr bedauere ich diese europäische Konflagration, dieses wahre Katastrophma, das unter Blut und Ruinen die Errungenschaften tausendjähriger Zivilisation begräbt, Volk wider Volk anhebt in grauem Gemisch, dessen Schauerlichkeit selbst die tragischen Zeiten der Barbarei hinter sich läßt. Ich kenne kein Banner, ich sehe nur Menschheit, umhüllt von Pulverdampf, zu ihren Füßen Schutt und Verderben. Nein, ich nehme für niemand Partei, ich beklage die Katastrophe als solche. Und da ist es mir tief schmerzlich, zu wissen, daß Deutschland — eine der hehrsten Kathedrales, Protektorin der Rinde und bereited Zeugnis einer stolzen Historie, jetzt von dem Gewnatter der Mitrailleusen widerhallt. So wie ich es bedauere, daß dem geistigen Leben der großen Zentren Deutschlands nun Hemmnisse erwachsen sind, diesem Deutschland der Aktivität, das in vierzig Jahren energischer Arbeit, dank seiner imposanten industriellen Entwicklung, eine gebieterrische Stellung in der Welt sich eroberte, die Meere mit einer gewaltigen Handelsflotte bedeckend, die den Stolz seines Kaisers und Volkes ausmachte. Von den Kriegsgewinnern und dem Horec will ich schweigen; weit mehr bewundere ich die friedliche Werkstätigkeit, durch die Deutschland möglich, dafür um so gewisser, die ganze Welt sich noch untertan machen wird.“

Wissenschaft und Krieg.

Man schreibt uns: Dem Weltkrieg ist nun auch ein deutsches wissenschaftliches Institut zum Opfer gefallen. Im Anschluß an das Reichamt des Innern bestand in Berlin ein Deutsches Bureau für internationale Bibliographie, dessen Aufgabe es war, alle deutsche naturwissenschaftliche

und medizinische Literatur zu registrieren und sie in einer „Bibliographie der Deutschen“ sowie dem im England erscheinenden „Catalogue of scientific literature“ zu veröffentlichen. Diese internationale Registrierung hat der deutschen Wissenschaft vielfach Eingang im Ausland verschafft. Nunmehr hat die Reichsregierung sich im Hinblick auf den Krieg mit England veranlaßt gesehen, von dem internationalen Abkommen zurückzutreten, und ist demgemäß beschlossen worden, das Deutsche Bureau für internationale Bibliographie (nicht zu verwechseln mit der Bibliographie der Sozialwissenschaften) aufzulösen und bis spätestens 31. März eingehen zu lassen.

Auf diesem Anlaß ging den bisherigen Mitarbeitern des Bureau die Benachrichtigung zu, keine Literatur mehr zu sammeln, die für die Zwecke der internationalen Bibliographie bestimmt sind. (Die Bibliographie der Sozialwissenschaften bleibt unberührt.) Dem Schriftsteller Brepohl in Nassau a. d. Vahn, früher in Wiesbaden, der für diesen Zweck die Privatdrucke sammelte, schreibt der Leiter des Bureau, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hölsworm:

„Es ist mir ein besonderes Bedürfnis, Ihnen für das dem deutschen Bureau der internationalen Naturwissenschaften bewiesene rege Interesse, das die Arbeiten unseres Instituts wesentlich gefördert und viel zum Bekanntwerden der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur im In- und Ausland beigetragen hat, aufrichtig zu danken. Der Staatssekretär des Innern hat mich noch besonders ermächtigt, Ihnen in seinem Namen den Dank für die überaus wertvolle Unterstützung des leider durch die politischen Verhältnisse sehr bedrückten Unternehmens auszusprechen.“

Wir bedauern den Eingang dieser für unser deutsches wissenschaftliches Leben so wertvollen Arbeit, hoffen aber, daß nach siegreichem Feldzug und ehrenvollem Frieden sie wieder einlehen wird, dann frei von englischer Vertung unter deutscher Führung, zum Heil der Völker und zum Segen deutscher Kultur.

Bringt euer Gold zur Reichsbank

ist und die im Felde stehenden Kommandostellen usw. sehr stark belastet, sodass solche Transporte auch nur in beschränktem Umfang genehmigt werden können. Außerdem bleibt das Gelingen stets fraglich, abgesehen von den Schwierigkeiten und Gefahren, die der Unternehmer zu überwinden hat. Es wird daher jegliche Haftung der Militärbehörde für Unfälle oder vergebliche Kosten, die dem Geschicklichen erwachsen können, abgelehnt.

Die Arbeitsstätte zur Herstellung von Lesemappen für Krieger, die der Verein Frauenbildung-Frauenstudium ins Leben ruff, beginnt am Mittwoch, den 3. Jan., nachmittags 1/2 Uhr, Marktplatz 3, P. ihre Tätigkeit. Die Damen, die gewillt sind, mitzuarbeiten, werden gebeten, sich dann dort einzufinden und eine Papierschere und einen kleinen Bortenspinzel mitzubringen.

Steuereinsparung. Der Vorsitzende der Einkommensteuer-Beraterkommission für den Stadtkreis Wiesbaden ersucht um Veröffentlichung folgender Zuschrift: Von den Beamten der Steuerberaterkommission ist die Hälfte zum Heeresdienst einberufen und es müssen deren Geschäfte von den hier Zurückgebliebenen mitterledigt werden. Es wird deshalb während der diesjährigen Steuererklärungzeit vom 1. bis 20. Januar Schwierigkeiten bereiten, die vielen mündlichen Erklärungen zu Protokoll zu nehmen, umso mehr, weil der Verkehr mit dem Publikum auf die Vormittagsstunden von 9-12 Uhr beschränkt bleiben muß, damit die wenigen Beamten am Nachmittag die übrigen oft dringenden Geschäftssachen bearbeiten können. Erfahrungsgemäß werden viele Steuererklärungen von solchen Personen zu Protokoll gegeben, die sehr wohl in der Lage sind, dieselbe selbst auszufüllen. Im allgemeinen Interesse würde es daher liegen, wenn diesmal das Publikum von dem Recht, die Steuererklärung schriftlich einzureichen, möglichst viel Gebrauch machen wollte und sich der mündlichen Verkehr auf solche Personen beschränkte, deren Steuerklärungen größere Schwierigkeiten bereiten. Von diesen Jenigen darf aber erwartet werden, daß sie die nötigen Unterlagen zu Hause zusammenstellen.

Ein neuer Postwagenbrand. Unlängst ist wieder eine größere Postladung offenbar infolge Selbstentzündung einer Sendung verbrannt, nämlich auf der Station Altenessen, als ein mit Postpaketen beladener Eisenbahnpostwagen rangiert wurde. Aus dem Wagen schlugen plötzlich die hellen Flammen heraus. Als man ihn öffnete, war der Inhalt schon in voller Glut, so daß nur noch wenige Pakete gerettet werden konnten. In dem Schutte des Wageninhalts sind u. a. Behältnisse gefunden worden, die augenscheinlich mit Benzin oder dgl. gefüllt gewesen sind. Aus der Selbstentzündung eines solchen Pakets erklärt sich auch das außerordentlich schnelle Umsichgreifen des Feuers; denn der Wagen brannte mit seinem Inhalt, der etwa 500 Pakete umfaßte, binnen wenigen Minuten bis auf das Untergestell nieder. Ein großer Teil der Pakete stammte aus Sachsen, Hannover und Westfalen. Viele Pakete waren nach Oberhausen (Rheinland), Kurs Oberhausen-Emmerich und Holland sowie nach Duisburg, Mülheim (Ruhr) und Kurs Duisburg-Cresfeld bestimmt. Auch Pakete für Soldaten sind mit vernichtet worden, wenn auch wohl nicht in besonders großer Zahl. Amtlicherseits wird erneut vor der Versendung feuergefährlicher Gegenstände durch die Post dringend gewarnt. Wer sich darüber hinwegsetzt und leicht entzündbare Gegenstände versendet, kann die Allgemeinheit auf das empfindlichste schädigen und dabei auch die Wohlfahrt zu nichte machen, die Liebe und Opferinn unserere Soldaten im Felde zueinander haben.

Der Fremdenverkehr in Wiesbaden ist im Jahre 1914 ein erheblich verminderter gewesen als 1913, wozu der Krieg natürlich auch ein gut Teil Schuld mitträgt. Während 1913 insgesamt 192 108 Fremde gezählt wurden, konnte für das Jahr 1914 nur eine Fremdenziffer von 132 470 festgestellt werden.

Stenographie Stolze-Schren (Gewerbeschulgebäude). Am Dienstag, 5., abends 8 Uhr beginnt (siehe Anzeige) ein neuer Lehrgang für Stenographie, an dem Verwundete und Schulkinder, deren Väter im Felde stehen, unentgeltlich teilnehmen dürfen. Anmeldungen erfolgen beim Leiter der Schule, Lehrer G. Paul, Philippsbergstraße 25, sowie zu Beginn des Unterrichts (Bellrigstraße 88, Zimmer 14).

Kurbau, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Königliches Theater. Infolge Erkrankungen im Personal findet heute (Sonntag) anstelle der angekündigten Vorstellung „Götterdämmerung“ eine Aufführung von „Tanhäuser“ im Ab. C statt. Anfang 6 Uhr. Die für die „Götterdämmerung“ gelohnten Karten behalten auch für „Tanhäuser“ Gültigkeit.

Residenz-Theater. Die erfolgreiche neue Komödie „Die Venus mit dem Papagei“ geht am Montag nochmals in Szene und Dienstag wird das rasch beliebt gewordene neue Lustspiel „Alles mobil“ von Jacoby und Lind wiederholt. Am Mittwoch nachmittags 4 Uhr ist die Kinder- und Schüler-Vorstellung „Kotzköpfchen“ zu kleinen Preisen zum legen Male. Die nächste Volksvorstellung zu kleinen Preisen findet am Freitag, den 8., abends 8 Uhr, statt und bringt Troths amüsantes Lustspiel „Hofgünst“.

Kurtheater. Heute Sonntag, den 3. Jan., wird nachmittags 1/2 Uhr: „Kam'rad Männe“, Vaterländische Operette in 3 Akten, zu kleinen Preisen gegeben. Abends 8 Uhr zu gewöhnlichen Preisen „Kam'rad Männe“. Montag, 4. Jan., und folgende Tage, abends 8 Uhr: „Kam'rad Männe“. An Wochentagen haben Verwundete freien Zutritt. Militär zahlt bei gewöhnlichen Preisen auf allen Plätzen die Hälfte.

Raffau und Nachbargebiete.

Unterliederbach, 1. Jan. Weihnachtsfeier im Lazarett. Eine würdige Weihnachtsfeier fand in dem von der Frauenkriegshilfe errichteten Lazarett für verwundete Krieger statt. Nach der Einleitung durch einen sinnigen Prolog hielt der Ortsgeistliche Pfarrer Müller eine eindrucksvolle Rede, in der er ganz besonders unserer Krieger gedachte. Sodann bekam jeder Krieger ein Weihnachtspaket geschenkt, das von Fräulein Kaiser unter selbstverfaßter Widmung überreicht wurde. Ein Krieger dankte in warmen Worten für die große Liebe und die Pflege im hiesigen Lazarett sowie für die schönen Weihnachtsgeschenke. Zum Danke trugen die verwundeten Krieger ein schönes Lied vor. Damen der Kriegshilfe brachten das Weihnachtsgeschenk „Adriana Luise“ weihnöcklich zum Vortrage. Nach der Feier fand noch ein gemütliches Beisammensein des Vorstandes mit den Verwundeten statt.

Neesbach b. Limburg, 1. Jan. Großer Feuer. Gegen Abend brach hier in der Scheuer des Landwirts Preußer Feuer aus, dem zwei Scheuern und ein Stall zum Opfer fielen. Die ganzen Wintervorräte sind verbrannt. Die beiden Besitzer befinden sich zurzeit im Felde in Nordfrankreich. Die Entschädigungsbursche ist unbekannt. Das Vieh konnte gerettet werden.

Darmstadt, 2. Jan. Das Großherzogspaar reiste gestern zum Besuche der Prinzessin Heinrich nach Kiel. Die Herrschaften treffen in den nächsten Tagen wieder hier ein.

Bingen, 1. Jan. Bei den Ergänzungswahlen für die Handelskammer Bingen wurden im Wahlbezirk Bingen Kommerzienrat Julius Landay, Holzhändler Ferdinand Sellgmann und Weinhändler Karl Hassemmer, im Wahlbezirk Alzen Effenhändler Fr. Heintz, Curtschmann, Ludw. Baum und Fabrikant Fr. Karl Böhrner und im Wahlbezirk Ober-Ingelheim Wilh. Mayer aus Gausalgesheim und Fabrikant Hugo Rehler aus Nieder-Ingelheim gewählt.

Simmern (Hunsrück), 1. Jan. In der Sitzung des Kreisrates wurde die Abrechnung der Kreiskommunalkasse für das letzte Geschäftsjahr mit 277 432 Mark in Einnahmen und 270 947 M. in Ausgaben festgelegt. — Beschlossen wurde die Erbauung einer elektrischen Ueberlandzentrale für die Versorgung des Kreises Simmern mit elektrischem Licht- und Kraftstrom. Das dazu nötige Kapital in der Höhe von 1 900 000 Mark soll durch eine Anleihe aufgebracht werden. Die Bauarbeiten sind zum Teil schon vor dem Kriegsausbruch in Angriff genommen worden; während des Krieges soll der Bau nicht weiter gefördert werden, doch sollen jetzt schon alle technischen Vorarbeiten zum Abschluß gebracht werden, sodass nach dem Friedensschluß mit dem Bau sofort begonnen werden kann.

Vermischtes.

Leutnant und Bursche.

Einen neuen Beweis für das herzliche, echt kameradschaftliche Verhältnis zwischen unseren Offizieren und Mannschaften im Felde mag folgender Vorfall liefern, über den aus Lübben berichtet wird:

Dieser Tage erhielt in Groß-Briesen ein Witwe, deren einziger Sohn im Felde weilt, und die nun ihre häuslerwirtschaft allein besteuert, eine Postanweisung mit 50 M. und zugleich folgenden Feldpostbrief: „Geehrte Frau J. Mit gleichem Post habe ich 50 M. an Ihre Adresse abgeschickt. Es soll diese kleine Aufmerksamkeit Ihnen in Ihrer Sorge um Ihren Sohn zum Weihnachtsfeste ein kleiner Trost und eine Freude sein; gleichzeitig soll die Sendung Zeugnis für die treuen Dienste Ihres braven Jungen ablegen. Seit Mitte September hat er sich als mein Bursche in zuverlässiger Weise meine vollste Zufriedenheit erworben und sich nicht nur bei mir, sondern auch bei seinen übrigen Vorgesetzten beliebt gemacht. Auch in schweren Stunden, wie sie der Krieg nun einmal mit sich bringt, hat er mir tapfer zur Seite gestanden. In einem solchen Sohne kann ich Sie nur beglückwünschen. Möge der liebe Gott Ihnen Ihren Sohn gesund in die Heimat zurückführen, damit Sie unter seinem kindlichen Mannesstuh noch recht lange sich gemütsam der schweren Kriegszeit erinnern können. Ihr Junge ist gesund. Ihnen ein gesundes Weihnachtsfest wünschend, grüße ich Sie bestens. C. C., Leutnant und Adjutant.“

Volkswirtschaftlicher Teil.

Weinzeitung.

Ein fünftel Herbst in Braubach.

Aus Braubach, 31. Dez., wird uns geschrieben: Die letztjährige Weinernie ergab 3 Fuder. Dar der Ertrag auch gering (ein fünftel Herbst), so ist die Güte doch recht zufriedenstellend.

Montag, den 4. Januar

beginnt der grosse

Inventur-Ausverkauf.

Durch die ausserordentliche Preisherabsetzung bietet sich für kurze Zeit

die günstigste Kaufgelegenheit des Jahres.

Damenmoden

J. HERTZ

Langgasse 20.

Auf der Fahrt nach Flandern.

Unter nach dem Westen entwandter, vom Großen Generalstab genehmigter Kriegsbericht-erhatter Julius Hirsch schickt uns aus dem Großen Hauptquartier des Westens folgenden Bericht vom 29. Dezember v. J.:

Deutsches Großes Hauptquartier, 29. Dezember.

Nichts erweckt den Eindruck größerer Tragik, als ein weites, reiches Land, das sich, gelähmt von den Schrecken des Krieges, öde und menschenleer im Regenschauer ausbreitet. Durch ein solches Land fuhr ich am goldenen Sonntag aus dem Großen Hauptquartier nach Flandern. Die Sonne kämpfte noch mit der Finsternis, als ich abfuhr. Der Regen peitschte uns tüchtig ins Gesicht, und wie ein Meer von Tränen lag es über den braunen, schmutzigen Dörfern, den grünen Aedern und schwarzen Müdenfeldern, deren Humus man schon eingebracht und unter einem Berg von Dümist geborgen hatte. Die alte, franke Leute sahen die Dörfer und Gehöfte aus, an denen das Auto vorbeiratterte. Lautlos, verschlafen. Man sah und hörte kein Vieh. Auf weiter Strecke traf ich nur ein altes, weißhaariges Männchen, das eine kleine Milchkanne trug. In diesen Dörfern Nordfrankreichs liegen auch viele deutschen Soldaten mehr. Die sind südlicher gezogen. Nur in den größeren Orten stehen Landsturmsoldaten auf den Straßen Wache. Der Wagen passiert Hirschen, dessen Kriegsfähigkeit bei allen durchreisenden Soldaten in bester Erinnerung bleibt. Die Landstraße führt durch den prächtigen, hellen Forst von La Chapelle, in dem vor nicht langer Zeit ein paar verstreute Engländer festgenommen wurden. Le Nouvion. Ein kleines Städtchen wie aus einem Steinbaukasten. Und rings um den Platz alles zerföhnet, als hätte eine Kriegsfahrt derb hineingeschlagen. Am Ortsausgang ein hohes Kreuz mit dem Heiland. Tieftraurig ruht sein Blick auf den ausgebrannten Ruinen der Häuser. Der Wagen greift fester nach Le Cateau aus. Wir fragen einmal Landstürmer nach dem Weg. Le Cateau ist ihnen fremd, aber Katan kennen sie schon, die braven Paderborner Landwirte, die hier im Quartier liegen. Eine schnurgerade Straße führt dann nach Cambrai, der Stadt großer geschichtlicher Ereignisse. Hier beginnt die plattische Welt. Der Himmel hat sich aufgehellt; in der Ferne stehen kleine, dunkle Wolken, Schrapnellwölken; ein Flieger wird beschossen. Kanonendonner rollt herüber. Die Leute in den Dörfern stehen vor den Türen und blicken zum Himmel hinauf. Die Flieger fürchten sie mehr als die größten Kanonen.

Ville nimmt uns auf. Durch Festungstore, grau und niedrig. Dann an den Trümmern des Grand Café Jean und der Rue de Paris vorbei. Vor dem Rathaus ist ein Maschinengewehr aufgestellt. Zugend zieht eine Kompagnie junger Berliner über den Platz. Sie haben sich

ein neues Marschlied beigelegt: „Puppchen, du bist mein Augentstern!“ Und die schönen Mädchen von Ville auf der Sonntagspromenade lachen herzlich. Der Gassenhauer scheint bekannt zu sein.

Längs einer Trambahn durch ein elegantes Villenviertel, durch Tourcoing. Bei Marlière sault der Wagen über die belgische Grenze. Auf den alten Kampffeldern Europas, über den die Schrecken der spanischen Herrschaft dahinbrauten, wie heute der Krieg, der Kriege. Die Stille und das Vergangene, das sonst über diesem flachen Lande ruht, scheint von moderner Nervosität verdrängt worden zu sein. Nervosität bläst den Wind an, der über die Diefen geht. Unruhe erfüllt das Spiel der Rinder, die an den Häusern über eine Springschnur hüpfen. Unruhig hulchen die Gärten vorbei. Violett glänzen Dach und Giebel, grün die Fensterrahmen. Traurig dehnen sich Wiesen und Felder, auf denen der Reif ruht. Ein weites, flaches Land, aus dem nur manchmal dunkle Flecken ragen: alte Klöster und Türme, Windmühlen auf kegelförmigem Unterbau. Da und dort ein leuchtendes weißes Gehöft. Die Silberäpfel neigen sich dem Lande zu, moßig aber dringt aus dem Dunkel der Windwolken der Wachturm einer Stadt. Mit vielen anderen Wahrzeichen der Zeit, da die flandrischen Grafen zu Felde zogen. Und dieses Land, die Heimat von Guds, die Berkstätte Remingas, durchziehen dunkle Kanäle, in denen jetzt nur kleine Vorküfste ruhig liegen. Nur weiter nordwärts auf den Wasserkrähen, die zum Meere führen, entwickeln deutsche Motorboote eine rege Beweglichkeit. Das sind die Patronillenboote, die mit für die Sicherheit im Operationsgebiete sorgen.

Man kann das hille Land nicht recht bewundern. Der Krieg ruht aus allen Beobachtungen und Träumen. Jeden fünften Kilometer, oft auch häufiger, muß das Auto halten. Die Posten winken mit roten Fahnen ihr Halt, abends schwingen sie mit einem Licht das Signal. Der Ausweisschein wird genau geprüft. Es gibt zu viele Spione im Land, und eben ist man zwei Franzosen auf der Fährle. Vor Courtrai heißt es wieder halten. Dann passieren wir die alte Stadt. Hier sind die Wäberinnen seiner Vinnen zu Hause. In ihren Holzpantoffeln trippeln sie heute — es ist Sonntag Nachmittag — über den weiten Marktplatz. Ein paar der „Marschens“ schlafern mit deutschen Mannen. Von dem weinuntraunken Belfried klingt eben das Glockenspiel und im Sonntagrod gehen Bürger mit ihren Frauen zur wunderwürdigen Madonna der Kirche St. Mikiel.

Weiter geht es durch das Heimatland der Malerei. Rote Dächer glühen auf. Auf biegungsreicher Straße erreicht ich Thielt, eine Kantonshauptstadt aus alter Zeit. Tuchmacher wohnten einst hier in großer Zahl. Nun ist auch über das alte Städtchen mit Belfried und Rathaus der Krieg hinweggegangen. Zwei feindliche Flieger haben in dem flandrischen Städtchen bösen Schaden getan, und die Engländer

und Franzosen, die aus dem Flugzeuge vor einigen Wochen hier Bomben warfen, haben sich keine Freunde unter den Einheimischen erworben. Ich war in Thielt auf der Rückreise in einem Haus einquartiert, das der Mutter des belgischen Finanzministers gehört. Der zweite Sohn von der Zwerve ist Bürgermeister der Stadt. Dort erzählte man mir, daß zwei Flieger eine Woche lang täglich über Thielt erschienen und in großer Nähe ihre Kreise zogen. Am achten Tage warfen sie einige Bomben ab. Zwei trafen. Die zweite Bombe richtete in einer Seitenstraße des Hauptplatzes großen Schaden an. Sie fiel mitten in die Straße. Ihre Splitter und die umherfliegenden Straßensteine schlugen Türen, Fenster und Mauerwerk der benachbarten Häuser ein. Der Figur eines Ochsen, die über einem Fleischerladen prangte, wurde der Kopf abgeschlagen. Hunderte von Löchern in dem Mauerwerk zeigten noch jetzt die unheimliche Wirkung der Fliegerbomben.

Ich will heute noch Brügge erreichen. Die anhaltenden Posten nehmen zu. Durch die breiten Straßen Denezes geht es auf eine breite Landstraße. Wenn nur die Belgier weniger Straßenspotter sparen würden! Auf dem mittleren, gepflasterten Weg hat gerade ein Auto Platz, rechts und links davon liegt der Morast. Wir sind im alten „Bländergan“. Hier ruht alles schon im Abendgewand, in trauriger, sehnüchtiger Stimmung: das Feld, der Weg, das Dorf und der mächtige Belfried, der wuchtig im Abend-schatten sich uns nähert. Ueber Brücke und Brücke sault der Wagen; wir fahren in Brügge ein.

Julius Hirsch.

Die Rückschau der Kriegsergebnisse 1914-1870

1. Vierteljahr ist in Buchform erschienen zum Preise von 30 Pf. Zu haben bei unseren Geschäftsstellen: Nikolastraße 11, Maurittusstraße 12, Bismarckring 29.

Schriftleitung: Bernhard Grothaus. Verantwortlich für deutsche und ausländische Politik: B. Grothaus; für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltungs- und volkswirtschaftlichen Zeit: E. Ullrich; für Stadt- und Landnachrichten, Gericht und Sport: E. Diegel; für die Anzeigen: E. Schuber; sämtlich in Wiesbaden. Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsgesellschaft G. m. b. H. (Zeitung: G. Riedner) in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Schriftleitung, nicht persönlich, zu richten.

Segall

Wiesbaden

Langgasse 35, Ecke Bärenstrasse.



Die gegebene Bezugsquelle für Damen-Konfektion

Morgen Montag, den 4. Januar der erste Saison-Ausverkauf!

Eine volle Begründung für die mit diesem ersten Ausverkauf verbundenen Vorteile, die man unbeeinflusst klar erkennt, wenn :: man meine Preise kontrolliert. ::

Besichtigen Sie bitte meine Schaufenster!

Mitteldeutsche Creditbank

— Kapital und Reserven 69 Millionen Mark —

Filiale Wiesbaden.

Friedrichstrasse 6

Telephon 66 u. 6604.

Günstige Verzinsung von Bareinlagen.

— Vermögensverwaltung. —

Schrankfächer unter Mitverschluss des Mieters.

Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäftl. Angelegenheiten.

Künstlerische Fahren

VIETOR

sohe Kunstanstalt Wiesbaden

Villa,

Gienheim, Vorstrasse 39, nahe Dombachtel, Wald, 6 Akamer, reichl. Zubehör, Garten, äußerst billig zu verkaufen. Näheres Ballufer Straße 9, Pt. 1474



Vorwandel „Kreuz-Pfennig“ Marken auf Briefen, Karten usw.



Stadt-Sparkasse Biebrich

Postsparkonto
Frankfurt a. M.
Nr. 3923.



Personen
Biebrich
Nr. 50.

Die Kasse ist von der Königl. Regierung als mündelsicher erklärt, für die Spareinlagen haftet außer den noch Regierungs-Vorschrift sicher angelegten Kapitalien der Kasse noch die Stadt Biebrich mit ihrem Vermögen und ihren gesamten Einkünften.

Zinsfuß für Spareinlagen in jeder Höhe 3 1/2 %; bei halbjähriger Kündigung 3 1/2 %, und bei einjähriger Kündigung 4 %, mit Verzinsung vom Einzahlungstage bis zum Rückzahlungstage.

Rückzahlungen in jeder Höhe in der Regel sofort. Strengste Geheimhaltung bezüglich der Sparguthaben durch die Kasse gewährleistet.

Einzahlung von Spareinlagen bei auswärtigen Kassen ohne Unterbrechung der Verzinsung und ohne jegliche Kosten für den Sparer.

Vermietung von Stahl-Schrankfächern zu 3, 6 u. 10 Mk. pro Jahr in dem nach dem neuesten Stande der Technik neu erbauten Treffer der Kasse. 97,15
Kassenlokal: Biebrich, Rathausstraße 59. 2673
Geöffnet von 8-12 1/2, und 3-5 Uhr.

Ziehung sicher 5. Januar.

Rote Kreuz 1 Mark Lose

zu haben in den Geschäften mit roten Plakaten.



J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6 — Telephon 59 —

Hof-Spediteure des Kaisers



Sr. Majestät und Königs

Möbeltransporte von und nach allen Plätzen Umzüge in der Stadt

Uebersee-Umzüge per Luftwan ohne Umladung Kostenanschläge gratis.

Junger Kaufmann sucht vor 1. Februar nettes

Zimmer

mit oder ohne Kost. Gef. Offert. unter N. 462 an die Geschäftsstelle dieses Blattes. 1005

Direkt importierte Havana, Bremer, Hamburger u. Holländer Cigarren. Cigaretten und Rauchtoback empfehle in großer Auswahl zu billigen Preisen. 2678 W. Biekel, Banaaffe 20.

Beschluß.

Der Bezirksausschuß hat in seiner Sitzung vom 16. Dezember 1914 beschloffen, bezüglic des Beginn der Schonzeit für Birk-, Kassel- und Kalandenhennen und der Einschränkung oder Aufhebung der Schonzeit für Taube und wilde Enten es für das Jahr 1915 bei den gesetzlichen Bestimmungen zu belassen.

Wiesbaden, den 16. Dezember 1914.

Der Bezirksausschuß, ges.: Unterschrift. 740

Beginn Montag:

Inventur-Ausverkauf

J. BACHARACH

2711

Königliche Schauspiele.

Sonntag, 3. Jan., abends 8 Uhr:
19. Vorstellung. Abonnement C.

Tannhäuser
aus der Sängerkrieg auf Wartburg.
Handlung in 3 Aufzügen
von Richard Wagner.

Herrmann, Landgraf von Thüringen Herr Oskar Tannhäuser ***

Hoftram von Wilsenbach Herr Geisse-Winkel

Walther von der Vogelweide Herr Scherer

Hierak Herr von Schand

Geinrich der Schreiber Herr Hans

Heimar von Sweter Herr Nehtopf

(Nitter und Sänger.)

Elisabeth, Nichte des Landgrafen

Hel. Schmidt

Genus Hel. Englerth

Ein junger Nitter Frau Kämmer

Edelfrauen Hel. Weier, Frau

Gärtner, Frau Baumann, Frau

Lehrer.

Thüringische Nitter, Grafen u. Edel-

leute, Edelknechten, A-

ltere u. jüngere Pilger, Streiten, Ka-

zaren, Bauhandwerker. Bei der Hand-

lung im 1. Akt: Das Innere des

Schloß (Wend-) Berges bei Gie-

senach, in welchem der Sage nach

Frau Gottha (Wend) Hof hielt; dann

Zal am Fuße der Wartburg. Im 2. Akt:

Zal am Fuße der Wartburg.

Bei Anfang des 12. Jahrhunderts.

Musikalische Leitung: Herr Prof.

Mannshardt. — Spitzelung: Herr

Über-Regisseur Wehns.

Ende nach 10.15 Uhr.

Montag, 4. Jan. 8: College Stamp-

ten.

Dienstag, 5. Jan. 8: Der fliegende

Gewandler.

Mittwoch, 6. Jan. 8: Nida.

Donnerstag, 7. Jan. 8: Diefsand.

Freitag, 8. Jan. 8: Nanna von

Barabheim.

Sonntag, 9. Jan. 8: Die Räuber.

(Neu einstudiert.) Anfang 8 Uhr.

Residenz-Theater.

Sonntag, 3. Jan., nachm. 3.30 Uhr:

(Halbe Preise.)

Sofantik.

Abends 7.30 Uhr:

Höflichkeit.

Auffspiel in 3 Aufzügen von Carl

Köhler.

Spitzelung: Heodor Brühl.

Wagnersche von Muggenstof

Alle Herrmann

Compte von Monod Freida Galdern

Auswärtige Theater.

Stadttheater Mainz.

Sonntag, 3. Jan. Die Fiebermänn.

Neues Theater Frankfurt a. M.

Sonntag, 3. Jan., abends 8 Uhr:

Wolfszeitler.

Groß. Volkstheater Mannheim.

Sonntag, 3. Jan., abends 8 Uhr:

Madame.

Neues Theater.

Sonntag, 3. Jan., abends 8 Uhr:

Rein-See.

Königliche Schauspiele Gießen.

Sonntag, 3. Jan., abends 7 Uhr:

Im weißen Röhl. Hierauf:

Nis ich wiederkam.

Groß. Volkstheater Karlsruhe.

Sonntag, 3. Jan., abds. 8.30 Uhr:

Die lahigen Weiber von Windsor.

Kurhaus Wiesbaden.

Mitgeteilt von dem Verkehrsverein:

Sonntag, 3. Januar:

Nachmittags 4 Uhr:

Abonnements-Konzert

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr Herm. Irmer,

Städt. Kurkapellmeister.

1. Waldenfels-Marsch

Joachim Albrecht

Prinz von Preussen

2. Overture zur Oper „Toll“

G. Rossini

3. Schwedische Tänze

M. Bruch

4. Aschenbröde (Märchenbild)

F. Bendel

5. Arie aus „Rinaldo“

G. F. Händel

6. Fest-Overture Th. Gouvy

7. Fantasie aus der Oper

„Der fliegende Holländer“

R. Wagner.

Abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzert

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr Herm. Irmer,

Städt. Kurkapellmeister.

1. Marine-Marsch R. Thiele

2. Overture zur Oper „Das

Nachtlager in Granada“

K. Kreutzer

3. Variationen aus dem A-dur-

Quartett L. v. Beethoven

4. Ballettmusik aus der Oper

„Rienzi“ R. Wagner

5. Overture zu „Preziosa“

C. M. v. Weber

6. Blumengeflüster F. v. Blon

7. Potpourri aus der Operette

„Der Zigeunerbaron“

Joh. Strauss.

Berechligte Privatschule

(vorm. Hofrat Faber)

Wiesbaden, Adelsheidstr. 71.

Kleine Klassen VI—II b.

Die Schlussprüf. (Einjähr.-

Prüf.) findet in der Schule

selbst statt. Arbeitstunde

unter Aufsicht.

Die bis 5. Jan. 1915 an-

gemeldeten Schüler können

noch Ostern 1915 die Ver-

setzung erreichen. Anmel-

dungen 11—1 Uhr erbeten.

Dir. Dr. Engels.

Erste Deutsche Automobil-Schule.

Chauffeur-Schule

gogr. 1904 Mainz Telef. 940.

Stand. beabsichtigt Lehranstalt mit

com. Stellenvermittl. Prop. gratis.

M. 13 A. 564

Spangenberg'sches
Konservatorium für Musik
Wilhelmstrasse 16. Fernruf 749.
Beginn des Unterrichts:
Dienstag, den 5. Januar 1915.
Anmeldungen jederzeit. Prospekt gratis.
Die Direktion.
1010

Vaterländischer Abend.
Zum Besten des Wiesbadener Kreis-Komitees vom Roten Kreuz
am 6. Januar, abends 8 Uhr, Kasinogesellschaft,
Friedrichstrasse 22:
Vortrag von Dr. Ernst Jäckh-Pascha:
„Die Türkei im Weltkriege“
Numerierte Plätze Mk. 2.—, unnumerierte Plätze M. 1.—
in allen grösseren Buchhandlungen und im Kgl. Schloss Abt. IV
vom Roten Kreuz.

Vereinigung für Wiesbadener Hochschul-Vorlesungen.
Frau Anna Reben, Beckmann Pfarrer,
Dr. Fritz Bergmann, Gutmann, Justizrat,
Krekel, Landeshauptmann, Geh. Reg.-Rat,
Springorum, Ob.-Reg.-Rat, Dr. B. Laquer, San-
Rat, Prof. Dr. W. Thamm, Direktor des Kgl. Gym-
nasiums, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Th. Ziehen. 1015

Vereinsbank Wiesbaden
Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht.
Laut Beschluss des Vorstandes und Aufsichtsrates vom
31. Dezember 1914 ermässigen wir ab 1. Januar ds. Js. die
Haben-Zinsen unserer
laufenden Rechnung von 4% auf 3 1/2%
den Wechseldiskont auf 5%
und die übrigen Soll-Zinsen auf 5 1/2%
sämtlich gebührentfrei.
Vereinsbank Wiesbaden
Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht.
1016 H. Meis. C. Michel.

Alle Drucksachen für Todesfälle
in tadelloser Aus-
führung, schnell u.
preiswert, liefert
Buchdruckerei der Wiesbadener Verlags-Anstalt G. m. b. H.

Abreisefalder
verl. meinen edlen Zealmanfcl
und Jodelgarnitur billig. Off.
unt. D. 3549 D. Preuss G. m. b. H.
Wiesbaden. 870

**Damen-
Konfektion**
Trauer-Abteilung
schwarze Kleider
schwarze Röcke
schwarze Blusen
schwarze Mäntel
Segall
Langgasse 35

(Nachtrags-Verzeichnis.)
Neujahrswunsch-Ablösungskarten
haben noch weiter gelöst folgende Damen und Herren:
Mittel, Bild. und Frau.
Mittel, Christ. und Frau, Tobheimer Str. 32: Brokmann,
Mas.-Obersekretär a. D.; Reines, D., Dipl.-Ingenieur; Verlit,
Stadtbau-Inspektor; Bod, Dr.; Bosman, C., Rater; Vels, Kor.,
Dachdeckermeister; Baribel, Theodor, Architekt; Hwe., Berger,
Elise Hwe.; Vefel, August, Stadtverordneter; Buchmann, Bruno,
Hoteldirektor; Bilke, Frdr., Bildbauer; Böhlmann, Otto, Bild-
bauer; Barischat, Carl, Dekorationsmaler; Becht, Feunani b. Hel.
Gron, Frdr., jun., Cron, D. sen.; Christmann, Fina Dr. Frau;
Cron, Frdr., Rentner, Vierkader Str. 41; Collorens, Karl.
Dorner, Otto, Reg.-Baumstr.; Datum, Wilhelm, Lehrer;
Dies, August, Rentner; Dies, Kath. Frk.; Dreuer, Ludwig Dr.,
Stadtverordneter.
Enders, Frankfurter Hof; Eifert, Adolf, Gerichtsvollzieher;
Eck, Alfred Frau.
Frelenius, Geh. Rat Frau; Fischer, D. Dr. med.; Frick, Karl,
Schreinermeister; Hill, August; Franke, Frdr., Kaufmann.
Groll, Frdrch., Goethestr., Ede Adolfsallee; Goldschmidt,
Bernh. Frau; Grannow, Direktor der Kronbrauerei; Grüne-
baum-Verlagshaus, Holl. Kaffee- u. Bohnen; v. Gledens, Major
a. D.; Grün, Hugo, Adolfsstr. 1; Geil, Damian, Privatier;
Gaab, Familie.
Goffstein, Kol. Reg.-Sekretär; Haberhod, Gebr.; Höfling,
Emil, Jäger ein arad; Herrmann, Gottfried Hwe.; Hansohn,
Ingen., Elektr.-Gesellsch.; Haas, Wilh. Job., Direktor der Kronen-
brauerei; Hims, Professor; Hein, Ratsherr; Hund, Frdr., Lehrer.
Jäger, H., Rektor.
Kieber, Waga Frau, geh. Bildbrand; Kirchhöfer, Wilh.,
Kaufmann; Kirchhöfer, Gebr. Firma; Koch, Bild., Hotel Dahl-
heim; Konser, Karl, Rentner; Kalkmann, Julie Frk.; Kalkmann,
Marie Frk.; Klett, Louis, Weinbändler; Könis, Emil, Blaken-
bierbändler; Kremer, Anton, Damenkleider.
Leider, Anton Hwe.; Lahnstein, Dr. Sanitätsrat; Ludwiasen,
Dennis; Uaenbühl, Dr. med. und Frau;
Meletta, Frdr. und Frau; Meyer, Gustav, Dr. und Frau;
Paller, Anton, Bismarckring 26; Rombrecht, C., Rentner;
Rüller, Max J., Kürschnermeister u. Stadtverordneter.
Duis, Volkshaus.
Foths, Adolf, Rohndorfer, 8; Pfeiffer, Ant., Dr. Sanitätsrat,
Koffel, D. H. Frau; Rapp, J., Weinbändler; Ritter, Frdr.,
Frau; Rometh, Justizrat; Ritter, Georg, Rentner, Kapellenstr. 65;
Nies, Kathinka, Webers, 30; Rauch, Derm. Dr., Residenztheater,
Schiffel, Bild. Hwe., Rainard Str. 44; Schleich, Gust.,
Buchbändler u. Frau; Schweiber, Aus., Doffel, Inh. der Firma
S. Schweiber; Schupp, Walther, Drogerie; Schwan, Architekt und
Stadtverordneter; Sattler, Louis, Rentner; Sager, Chr., Rentner,
Thomae, Emil, Architekt; Toffolo, Gebr.; Thömmes, Rektor;
Thon, Georg; Termin, Adolf.
Welsch, Oberingenieur; Wibel, Dr. und Frau. 1008
Wiesbaden, den 1. Januar 1915.
Der Kassirer. — Armenverwaltung.
Hergmann.

Bekanntmachung.
In einzelnen Gebieteilen der Monarchie ist wahrgenommen
worden, das größere Goldbeträge nach dem Ausland gefandt und
namentlich von Ausländern Beträge mit Goldaufkäufen gemacht
worden sind. Ich mache deshalb die Bevölkerung hiermit darauf
aufmerksam, das nach der Verordnung des Bundesrats vom
23. November 1914 (R.-G.-Bl. S. 481) mit Geldeinsatz bis zu
einem Jahre und zugleich mit Geldstrafe bis zu 5000 Mark be-
straft wird, wer es ohne Genehmigung des Herrn Reichskanzlers
unternimmt, Reichsgeldmünzen zu einem ihren Kennwert über-
steigenden Preise zu erwerben, zu veräußern oder solche Geldstücke
über sie zu vermitteln oder dazu auffordert oder sich erbietet.
Bezieht der Verdacht, das Goldmünzen wecks Ausführung in
das Ausland, insbesondere das feindliche, aufzukaufen werden, so
kann gegen diese Verboten ferner auf Grund der §§ 89 und 91
des Reichsstrafgesetzbuches oder Verbotens gegen das feind-
liche Ausland einzuschritten werden. Bei Ausländern wird auch
ihre Ausweisung aus dem Staatsgebiet in Frage kommen.
Es ist die patriotische Pflicht eines jeden Deutschen, die Ver-
nahme solcher Goldaufkäufe zu veranlassen. Für jede Anzeige,
die zur Bekämpfung und Zurückziehung eines Goldaufkäufers führt,
wird eine je nach der Höhe des ermittelten Goldbetrages zu be-
messende Belohnung gemährt werden. 100
Wiesbaden, den 7. Dezember 1914.
Der Regierunas-Präsident. J. E.: von Staudt.

Kurttheater.
Sonntag, 3. Jan., nachm. 3.30 Uhr:
(H. Preise) und abends 8 Uhr:
Auffspiel des Frankfurter Schumanns
Theaters.
Kamrad Ränne.
Vaterländisches Volksspiel mit Ge-
sang in 3 Akten von Jean Aron
und Georg Clenowski. Gesangs-
besetzung von Alfred Schöfeld, Ruff
von Max Winterfeld (Jean Silber),
In Szene gesetzt von Direktor Jul.
Demald. Ersterdirigert: Kapell-
meister Georg Köpfer.
Ende gegen 10.30 Uhr.
Täglich abends: Kamrad Ränne.

Erste Deutsche Automobil-Schule.
Chauffeur-Schule
gogr. 1904 Mainz Telef. 940.
Stand. beabsichtigt Lehranstalt mit
com. Stellenvermittl. Prop. gratis.
M. 13 A. 564

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme bei dem
Hinscheiden meines lieben Mannes, unseres guten Vaters
sagen innigen Dank
Familie Dr. Christmann.
Wiesbaden, 3. Januar 1915.
1014



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 14.

Wiesbaden, den 3. Januar 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Feldmarschall Erzherzog Friedrichs Abkunft“, von Hofrat Dr. C. Spielmann, Wiesbaden. — „Erlizen vom galizischen Schlachtfelde“, von Leutnant F. J. Krug. — „Das Recht auf Trauer“, von Klara Blüthgen. — „Russische Stadt“, von Krwin L. Begner. — „Neue Briefe aus Gottfried Kellers Malertagen“. — „Der Scheidebrief“, Erzählung von Emil Marriot. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Gede“.

Zum Geleite:

In der ganzen Lebensgeschichte eines Volkes ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Untätigkeit erwacht, aus dem Scheintode auflebt, sich seiner selbst bewusst wird, an seine Urrechte denkt und an die ewige Pflicht, sich zu behaupten; endlich erkennt, daß es nur durch Verzicht auf sich selbst sich unter anderen Völkern verlieren kann.

F. C. Jahn.

Feldmarschall Erzherzog Friedrichs Abkunft.

Von Dr. C. Spielmann, Wiesbaden.

Die Sommer der Jahre 1814 und 1815 sahen am herzoglich nassauischen Hofe zu Biedrich frohe Tage. Es herrschte ein munteres Treiben in dem als Klein-Versailles — im ehrbaren Sinne — bezeichneten schönen Rheinschlusse mit seinem prächtigen, damals allerdings noch nicht so ausgedehnten Parke. Goethe, der jeden Sonntag Gast der Herzogstafel war, hat uns das bekannte „Lustigkeitsverslein“ über Biedrich hinterlassen. Unter den vielen vornehmen Gästen traf er auch stets den Erzherzog-Feldmarschall Karl von Oesterreich, der Gouverneur der nahen Bundesfestung Mainz war. Der Sieger von Aspern war besiegt worden durch die Liebe, die den tapferen Krieger bisher geslohen hatte.

Die Siegerin war die 18 Jahre alte Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg (geb. 1797); sie nahm das Herz des 44 Jahre alten Kriegsmannes (Karl, der Bruder des Kaisers Franz, war 1774 geboren) gefangen. Er hatte lange gewartet und manche Schönheit achtlos übergangen; aber in Henriettens Fall hieß es für ihn: „Diese oder keine.“ Bereits im Herbst von 1815 fand die Trauung des hohen Paares in der evangelischen Stadtkirche zu Weilburg nach katholischem Ritus statt, aber Henriette durfte ihre Konfession beibehalten. Nun begaben sich beide nach Wien, wo sie in der Annengasse eine kleine, behagliche Residenz bezogen, bis sie nach dem Tode des Oheims Karls, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen (Schwiegerjohns der Kaiserin Maria Theresia) dessen prächtige Palais auf der Augustinerbastei erbten. Aber die junge Erzherzogin empfand oft ein stilles Heimweh nach den idyllischen Gestaden der Lahn. Da kaufte sie ihr Gatte im schönen Schwettachtal bei Baden (b. Wien) an einer Stelle an, die mit der Weilburger Lahngegend große Ähnlichkeit hatte

und erbaute hier eine schöne Sommerresidenz, die er Weilburg nannte. Diese Aufmerksamkeit rührte Henriette zu Tränen; aber diese sollen von da ab nicht mehr so häufig ob der alten Heimat geflossen sein. Und wirklich, wären nicht die Briefe erhalten, die der Erzherzog an sein geliebtes „Jettchen“ geschrieben hat, und die von einer reinen, tiefen Liebe zeugen, die Steine von Weilburg bei Wien würden von ihr reden. Die Erzherzogin lebte denn auch ganz ihrem Gatten und ihren Kindern; am Hofe zu Wien fühlte sie sich nicht so recht heimisch, weil ihr in ihrer Natürlichkeit und Einfachheit die Etikette oft im Wege war. Am besten kam sie noch mit dem ebenso natürlich veranlagten Schwager, dem guten Kaiser Franz, zurecht, der sie vertraulich nur „das Jettl“ nannte. Aber es schien, als ob diese Fürsenehe zu glücklich wäre, um dauern zu können. Bereits 1829, am Weihnachtsfeste, erkrankte Henriette am Scharlach, und schon vier Tage darauf stand der 58 Jahre alte Witwer vor der Leiche der nur 52 Jahre alt gewordenen herzgeliebten Gattin. Er hat sie noch 18 Jahre überlebt und ist, 76 Jahre alt, 1847 gestorben.

Sechs Kinder hatte Henriette ihm geschenkt: Maria Theresia (geb. 1816), Albrecht (geb. 1817), Karl Ferdinand (geb. 1818), Friedrich (geb. 1821), Marie Karoline (geb. 1825) und Wilhelm (geb. 1827). Die erstgenannte Tochter heiratete den König Ferdinand II. von Neapel und starb 1867, die vorlezt genannte, Witwe des Erzherzogs Rainer, ist im erst vorigen Jahre gestorben, während Erzherzogin Marie Karoline noch am Leben ist. Die Söhne wurden alle ebenso tüchtige Soldaten wie der Vater, und diesem wurde noch die hohe Freude, ihren Anfang im militärischen Leben zu sehen. Erzherzog Albrecht, der Schüler des großen Radetzky, pflückte seine ersten Lorbeeren in dem siegreichen

Feldzüge gegen Sardinien 1848/49, in der ersten Schlacht bei Custoza und in der Schlacht bei Novara. Damals ahnte er wohl nicht, daß er, 18 Jahre später, selbst als Feldmarschall der Führer der österreichischen Südmarmee werden und in der zweiten Schlacht bei Custoza, 1866, ruhmreicher Sieger bleiben würde. Seit der Zeit war sein militärisches Genie erkannt, und er wurde der Reorganisator des österreichisch-ungarischen Heeres, dessen Leiter er bis zu seinem Tode (1895) geblieben ist. Seine Tochter Maria Theresia vermählte sich mit dem Herzog Philipp von Württemberg, und beider Sohn ist Herzog Albrecht, der schwäbische Thronfolger und siegreiche Oberbefehlshaber der vierten deutschen Armee gegen Frankreich. Das Siegen liegt im Blute.

Der dritte Bruder, Erzherzog Friedrich, trat in den Marinemedienst ein und machte 1840 die Expedition gegen Syrien mit, auf der er sich so auszeichnete, daß er bald Vize-Admiral und Oberkommandant der damals noch kleinen österreichischen Seemacht wurde. Leider ist er, erst 26 Jahre alt, 1847, bald nach dem Vater gestorben. Er war unvermählt.

Der vierte Bruder, Erzherzog Wilhelm, wählte sich die Artillerie als Lieblingswaffe. Den Krieg von 1848/49 in Italien machte er als Freiwilliger mit 21 Jahren mit; 1859 war er bereits Feldartillerieinspektor, in den Jahren 1862/64 Gouverneur von Mainz, wo er heute noch in bestem Andenken steht. Dann wurde er Feldmarschallleutnant und Generalinspektor der gesamten Artillerie. Bei Königgrätz zeigte die österreichische Artillerie, was sie unter seiner Führung leistete; er selbst wurde in der Schlacht verwundet. Nach dem Frieden half er das Artilleriewesen auf die Höhe bringen, auf der es nun steht; denn seine Nachfolger wandelten in seinen Bahnen weiter. Der Erzherzog, auch Hoch- und Deutschmeister, starb am den Folgen eines Sturzes vom Pferde bei Weilsburg, seiner Sommerresidenz, 1894, im 68. Lebensjahre.

Der zweite Bruder, Erzherzog Karl Ferdinand, ist der Vater des Helden von Komberg. Er hatte sich die Kavallerie zur Leitwaffe ausersehen; — so waren alle vier Söhne des Feldmarschalls Erzherzog Karl jeder einer anderen Waffe zugetan. Karl Ferdinand machte ebenfalls die Feldzüge Österreichs mit, starb indes schon 1874, erst 56 Jahre alt. Er vermählte sich 1854 mit Erzherzogin Elisabeth, Witwe des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este-Modena (geb. 1851, gest. 1903), die ihm vier Kinder schenkte: Erzherzog Friedrich (geb. 1856), Erzherzogin Maria Christine (geb. 1858), Erzherzog Karl Stephan (geb. 1860) und Erzherzog Eugen (geb. 1863), der kürzlich das Oberkommando gegen Serbien erhalten hat. Von diesen Geschwistern vermählte sich Erzherzogin Maria Christine 1879 mit dem König Alfons XII. von Spanien (gest. 1885) und wurde Mutter des heutigen Königs Alfons XIII., der 1886 als Posthumus das Licht der Welt erblickte. Erzherzog Karl Stephan ist K. u. K. Admiral, mit Erzherzogin Maria Theresia vermählt und hat sechs Kinder. Erzherzog Eugen ist K. u. K. General der Kavallerie und war Armeeeinspektor und Landesverteidigungskommandant von Tirol und Vorarlberg, unvermählt.

Erzherzog Friedrich, der älteste Bruder, begann seine militärische Laufbahn bei der Infanterie; sein großer Ohm Albrecht ist der Lehrmeister gewesen, der die ruhmvollen Traditionen in ihn verpflanzte. Bevor der Krieg ausbrach, war er bereits zum K. u. K. General der Infanterie, Armeeeinspektor und Oberkommandant der Landwehr aufgerückt. Nach dem so schändlich ermordeten Erzherzog-Thronfolger nahm er die bevorzugteste Stellung in der Armee ein. Auf ihn ist auch der Titel Herzog von Sachsen-Teschchen und das Erbe des Großvaters, Erzherzogs Karl, übergegangen; auch Weilsburg gehört ihm. Vermählt ist er seit 1878 mit der belgischen Prinzessin Isabella von Croÿ, die ihm sieben Kinder: Maria Christina (vermählt mit Erbprinz Emanuel von Salm), Maria Anna (v. m. Prinz Elias von Parma), Maria Henriette (v. m. Prinz Gottfried zu Hohenlohe-Schillingsfürst), Gabriele, Isabella, Marie, Alice und Albrecht geschenkt hat.

In Erzherzog Friedrich haben wir also die dritte Erz-

herzog-Feldmarschall-Generation vor uns. Der geniale Enkel Karls und Neffe Albrechts hat sich um die Rettung beider europäischer Mittelreiche vor dem Ansturm der barbarischen Moskowiternmassen in den Riesenschlachten Galiziens bereits höchsten Ruhm erworben. Möge ihm die völlige Niederringung der wilden Feinde beschieden sein, ihm, den wir auch den Unseren nennen dürfen, weil die Wiege seiner vielgeliebten Großmutter am schönen Gestade der Lahn gestanden hat.



Skizzen vom galizischen Schlachtfelde.

Von Dr. F. J. Krug, I. u. I. Leutnant.

Das letzte Bier.

Weitenlang wälzt sich die Kolonne dahin. Seit den frühesten Morgenstunden — noch standen fast die Sterne am Himmel — ist das Regiment bereits auf dem Marsche, und jedes Dorf an der Straße scheint zur Einquartierung zu winken. Weiß-angestrichene Holzkästen mit der Angabe der Kilometerzahl — Kilometer si e n e gibt es in dieser steinarmen galizischen Gegend nicht — bezeugen, daß der Schritt ganz (reglementmäßig) raumgewinnend ist.

Manch munteres Pödelchen wird gefungen, aber allgemach erschläft die Widerstandskraft. Der und jener fällt mit schmerzenden Waden an den Füßen und niedergedrückt von der Last des Tornisters seitwärts in den Straßengraben, um später langsam nachzuhumpeln. Endlich, gegen Abend, erscheint eine Stadt. Das wird wohl der Nächstnachtsort sein! . . . Früher wird der Mut, kräftiger der Schritt. Große und kleine Häuser, hier und da halb verwahrloste Gärten mit großen Herbstblumen. Klägliche Judenmädchen, träge Frauen und schwarzlötlige, schmierige Männer gaffen den Feldzügen sich vorüberwäsenden Heerwurm an. Eine Judenstadt. Es ist Freitag, Vorabend zu „Schabbes“. Aus jedem Haus, aus jeder Hütte leuchten die brennenden Kerzen des siebenarmigen Leuchters heraus. Und von den eigenartig starrenden Gesichtern glaubt man die banale Frage zu lesen: „Was wird mit uns werden?“

Die Hoffnung, hier nächtigen zu können, ist trügerisch. Die Stadt ist angepfropft mit Militär. Hinaus geht es wieder aus dem endlos langgestreckten Ort. Frostige Dämmerung liegt über der Straße. Schwarz stehen große Waldbäume auf der einen Seite, groß und still zieht der Mond über den Himmelsrand.

Acht Uhr ist schon vorüber. Da tauchen mondbelegte die blaffen Flächen einer breitwuchtigen Kuppelkirche aus dem Dunkel hervor. Eine steil ansteigende Straße führt zwischen kümmerlichen Bauernhäusern aufwärts. Befehle, schweifen dahin und dorthin. Der Kantonnierungsort ist erreicht. Quartiermacher sind überflüssig. Jede Kompanie erreicht Besitz von dem ihr angewiesenen Abschnitt. Scheunen und Stroh sind vorhanden — zwei Grundbedingungen für ein feldmäßig-wundervolles Nachtlager. . . Für die Offiziere ist das Schulhaus bestimmt. Wir von der 3. Kompanie sehen uns die mühsigen leeren Zimmer an, dann quartieren wir uns schleunigst in einem Bauerngehöft inmitten unserer Kompanie ein.

Dumf ist zwar auch diese Herberge. Aber wir sind bei unseren Bügen. Nachdem wir unsere Leute untergebracht haben, denken wir an Aßung und Ruhe. Unsere Fährlische weißchen die Köche den Hügel herauf, daß die schweren Pferde leuchten. Die Renage wird verteilt, und halbwegs eraukt lücht die Mannschaft ihre Siegestätten auf.

Da nimmt mich unser Hauptmann beiseite und flüstert mir zu, daß für die Offiziere des ersten Bataillons im letzten ardeheren Orte eine Kiste mit 50 Flaschen Bier gekauft und irgendwo aufgeladen worden sei. Also auf zur Rekognoszierung! Wir fluchen uns, mit den elektrischen Taschenlampen blühend, bis zum Parkplatz vor der mondbeschieneenen Kirche hinab, schreien auf dem von ankommenden Fuhrwerken wimmelnden Plage nach dem Korporal und entdecken ihn endlich samt dem Wagen, der die kostbare Kiste birgt. Flug ist sie abgeladen, der Korporal und ein Infanterist schleppen sie, indessen ich, die Gewehre der beiden auf meiner Schulter, neben ihnen emporklettere. Tagelang hat schon nur mehr elles, plüsenhaftes Wasser unseren Durst gelöscht, und nun lockt dieser Genuß! Können die, so das

Bier sinnlos hinunterschwimmen, unsere Gefühle in derart verheißungsvoller Nacht ermessen?! An stinkenden Jauchegruben und wiederkläudenden Rindern vorbei landen wir unseren Schab endlich in der Stube, deren Boden schon über und über mit Stroh bedeckt ist. Unsere Kameraden empfangen uns mit begeistertem Jubel.

Wir laden unseren Major zum Nachtmahl ein. Aus der Feldküche wird ein Kesselfleisch mit breiartiger Reisuppe, in der zerlocktes Rindfleisch steckt, herbeigebohrt. Kommibrot ist die Zubereitung und ein Stück Topfen (Quart), den der im „Requirieren“ schier unerreichbare Hauptmann irgendwo aufgetrieben hat, bildet den Nachtisch. Dazu einige Schluck Bier — ein Göttermahl, das einen Toten auferwecken könnte. Die im Schulhaufe untergebrachten anderen Offiziere lassen sich bei uns Bier holen und wir selbst sind kreuzfidel. Als unser Derberaspater, ein mit dem polnisch-russischen Feinnetztel bekleideter uralter Bauer, unsere Stube betritt, in den Händen ein schmutziges Gefäß voll verdächtigem Wasser, wehrt der Major mit humorvollem Schrecken ab: „Der Schweinekerl glaubt gar, wir wollen uns waschen!“

Das war der letzte gute Trunk vor bittererusten Kampfstagen, der letzte Gaumengenuss für manchen braven Kameraden. Wir waren unser acht. Und heute? Ich hatt' einen Kameraden . . .

Der Regimentsruf als Retter.

Dochstämmige Wälder auf galizischen, breitrückigen Höhen. Niedriggraswiesen und saargelbe Felder greifen da und dort in die ausgedehnten Waldbestände hinein. Unterholzverwachsene, schwer durchdringbare Dickichte wechseln mit schütter stehenden Baumbeeren, dunkle Nadel- und Laubbäume mit lichten Birkenbäumchen. Kein Weg, kein Pfad; nur die treue Vuffose weist die Richtung.

In den ersten Nachmittagsstunden marschirt eine Kompagnie im Rücken der kämpfenden Truppen ihrer neuen Aufgabe entgegen. Quer über eine Lichtung in düsteren Wald. Als Nachrichtendetachement hatte sie vormittags wichtige Stellung des Gegners erkundet und war nach kurzen, heftigen Scharmücheln mit wertvollen Meldungen eingerückt. Nun war sie einzuweisen überzählig und sollte hinter dem rechten Flügel als Reserve liegen. Weit rückwärts auf jener Seite, von der vormittags die russischen Schwarmlinien verjagt worden waren.

Kanonenvollen, Gewehrgeknatter, ab und zu ein verhallendes Durra-Rufen, dringen von den umkämpften Höhen gedämpft in den Wald. Natürlich hat sich die Kompagnie, die in entwickelter Linie auf dem Boden liegt, nach allen Richtungen gesichert. Der eine oder andere knabbert an einem Stück Brot, wer zu rauchen hat, raucht, gar mancher aber schläft friedlich, als ob's ein Mittagsschläfchen gälte. Doch ganz geheuer wirkt diese idyllische Ruhe keineswegs. Eben schleiche ich an den sinken Flügel hin, um nachzusehen, ob die dortige Gefechtspatrouille weit draußen ist. Kaum bin ich in ihrer Nähe, wirft sich auch schon ein Infanterist lautlos heran und meldet flüsternd: „Russen kommen.“ Ich schnelle selbst zum Hauptmann hin, zeige ihm die Richtung, aus der die Feinde gemeldet sind und bin sofort wieder bei meinem Flügelzweige. Die Kompagnie nimmt in Schwarmlinie die Front gegen den Gegner an, und in den nächsten Augenblicken kracht und prasselt es bereits.

Ein schenklicher Dezentanz. In dem schwer überfüllten, teilweise buschbestandenen Waldgelände schieben sich die Schwarmlinien (wofür man bei derartigen, die Verbände zerfasernden Waldgefechten von solchen überhaupt reden kann) auf fünfzig, ja an manchen Stellen auf zwanzig Schritte gegeneinander. Denn die erdharbige Uniform kommt den Russen zu statten. Kaum kann man die hinter Bäumen geduckten Gestalten von Baumstrümpfen unterscheiden. Von Busch zu Busch, von Baum zu Baum springen Freund und Feind . . . Das knattert und zischt, durchschlägt splitternd die dicksten Stämme und fährt klatschend durchs Gezweige . . . Ein förmlicher Indianerkampf . . . Artillerie redet hier bei diesem Zufallsgefecht „außer Programm“ nicht mit, die Russen schießen meist hoch — da sieht man, wie sich der eine nach dem andern von den Unserigen halb vom Boden erhebt, kaltblütig sein Gewehr auf irgend eine Abgabel, einen Baumanswuchs legt und, hinter dem Baumstamm lauernd, hinüberpfeffert. Sehen und Zielen sind in dieser Lage freilich leichter, doch die eigene Gefahr ist größer.

Wie vom Schießstand aus knallen die Unserigen, scharf ausäugend, die Russen nieder. Doch plötzlich pfeift es auch von links und rechts in unsere Flügel hinein. Wohl nehmen einige Häuflein gegen das Plankensfeuer Front noch auswärts, aber die grüne Wirrnis hindert hier das Erfassen des Zieles. Ein wahnwitziges heftiges Feuern hebt an. Die Hölle ist los. Dazu die ungewisse Lage! Will sich eine russische Abteilung gegen die Plankensfeuer unserer Haupttruppe werfen? Warum sind wir aber so

wie in einer Mausefalle umklammert? Oder sind auf der einen Seite eigene Kräfte? Das wäre ein böses Abenteuer! Also Märrna! Der Hauptmann schreit es aus dem Gefechtslärm heraus, die Zusatzkommandanten brüllen es nach: „Hornist, Hornist! Den Regimentsruf!“

Und hörst! Das wütende Getralle, Zischen und Klatschen überläßt bellschmetternd das Horn: „7. Regiment, 7. Regiment!“ Dreimal bläst der Hornist den Ruf. Mitten im Hagel der Geschosse. Gleichzeitig ertönt das Kommando: „Feuer einstellen!“ Es muß eben gewagt werden. Der Ruf pflanzt sich fort, das Feuer verstummt bei uns — und auch drüben. Ein paar Schüsse noch, dann Stille. Also waren es doch teilweise eigene Truppen? Wir suchen nach allen drei Seiten . . . Unglaublich! Auf allen drei Seiten tote und verwundete Russen. Inzwischen ist der Feind eiligst entflohen. Eine Verfolgung hätte auch bei geklärten Verhältnissen nichts genützt. Die Russen konnten längst das Gelände genau und wir staken zum ersten Male hier.

Wir haben zum Glück keinen Toten, nur Verwundete. Aus den Aussagen der verwundeten Russen — gegenseitiges Mitleid — können wir uns ein Bild machen. Sie waren an Zahl stärker und hatten es auf unsere Haupttruppe abgesehen gehabt. Als sie uns angriffen, hielten sie uns für eine Gefechtspatrouille. Beim wiederholten Hornschmetterer vermuteten sie ein ganzes Regiment gegen sich. Die Nacht der Russen . . .

Ein Audent an dies Waldgefecht hat fast jeder unter uns. Die Hornister der Mannschaft sind oft kreuz und quer durchschossen, Etschalen und Feldflaschen sind mehrfach durchschloßert. Man betreut die Verwundeten, Freund und Feind. Einer von den verwundeten Russen kann nicht gehen. Fußschuß. Er hat den Stiefel auszogen und ziert, auf dem Boden lodend, den blutübertronnenen Fuß. Meine Leute, obwohl selbst ermüdet, wollen ihn tragen. Ich sehe mir den „Ruschk“ an. Ein herbknöchiger junger Bauernkerl. Erschrocken starrt er mir in mein gegenwärtig wahrscheinlich nicht allzu mildes Gesicht, und stehend faltet er die erhobenen Hände: „Bitt', van Leitnam, bitt'!“ Soll man da nicht lächeln! Ich begnüge ihn mit dem internationalen Worte „Sanität“ und dem ebenso allgemeinverständlichen wohlwollenden Kopfnicken. Worauf er sich mit breitem Glücksgrinsen unterwürfig verneigt.



Das Recht auf Trauer.

Von Klara Blüthgen.

Durch die Trauer unserer Tage geht ein geradezu spartanischer Zug, der die Lippen sich aufeinander pressen macht, damit kein Klageschrei laut wird, und den Tränen verbietet zu fließen. Die Erkenntnis von der eisernen Notwendigkeit der ungeheuren Opfer an Menschenleben geht durch das ganze Volk und erzwingt eine Selbstbeherrschung bis zum Aeußersten, ein Hintenansehen des persönlichen Schmerzes gegen das große nationale Gefühl. Klein wird der Einzelne und sei er ein Großer — ein Tropfen im Meer. Jeder beugt das Haupt in Demut, des Schlages gewärtig, der niedersausen wird, auf ihn selbst, auf die Nächsten, auf Hunderte von teuren Häuptern. In all dem Jammer von Hunderttausenden würde der Schrei des einzelnen anmaßend erscheinen — also nicht klagen, die Zähne zusammengebissen, stark und stolz sein.

Nicht die Schwachen sind es, die am tiefsten trauern, gerade den machtvollsten Persönlichkeiten wird naturgemäß eine besondere Kraft der Schmerzempfindung zu eigen sein, wenn auch die stets geübte Selbstzucht dem Ausbruch nach außen einen Wall entgegensetzt. Je altruistischer ferner ein Mensch ist, umso stärker wird er in dem eigenen persönlichen Schmerz auch den aller feineren Mitmenschen mitfühlen, die das gleiche leiden. Es ist eine wundervolle, zugleich aber traurige Gabe, den Schmerz der Allgemeinheit bis in seine feinsten Veränderungen mitempfinden zu können, und wer sie besitzt, der verlernt jetzt wohl das Lachen für den Rest seines Lebens. Schmerzlicher als die Tränen, die über die Wangen rinnen, sind die ungeweinten, die tief im Herzen brennen.

Das Gefühl der Trauer ist das Recht der einzelnen Persönlichkeit, der Ausdruck der Trauer aber wird von der Sitte

stark beeinflusst. Würde in unserer Gesellschaft jede Aeußerung des Schmerzes plötzlich für unschädlich gelten, so würde sicher der Wille genügend erstarren, um sie zu unterdrücken. Die chinesische Mutter, die ihr Kind verloren hat, bittet ihren Gast um Verzeihung, wenn es ihr nicht gelungen ist, den Ausdruck ihres Gesichtes ganz zu beherrschen und sie den Gast damit vielleicht auch trübe gemacht hat. Ihre Trauer wird indes viel tiefer und aufrichtiger sein als die jener Negerstämme, die sie durch anhaltendes Geheul ihrer Klageweiber unterstreichen lassen, während sie ihre kranken Kinder den Raubtieren überlassen.

Wer jetzt in den Zeitungen die Todesnachrichten verfolgt, die beklemmende Menge jener, die das Zeichen des Eisernen Kreuzes am Kopfe tragen, wird bemerken, daß die Aeußerungen der Trauer immer knapper, immer erhaltener gefaßt sind. Offiziersfrauen, deren Mann, Offiziersmutter, deren Sohn im Kampfe fürs Vaterland gefallen ist, unterzeichnen meist nur mit ihren Namen, als wenn sie sich schämten, den Schmerz öffentlich einzugesuchen, aber gerade diese schlichte Sachlichkeit ohne Klage, ohne Phrase wirkt umso erschütternder. Es ist recht so. Was geht auch fremde unser Schmerz an? Möchte diese vornehme Gefasstheit in Zukunft auch für andere Todesanzeigen Brauch werden.

Es gibt jetzt aber auch eine Art, die Trauer zu zeigen, die die Beherrschtheit über das Natürliche hinaus betont, die Stärke und Stolz bis zu einem Grade zeigt, der gekünstelt wirkt, weil er dem Wesen der Trauer, besonders dem der Frau, allzusehr widerspricht.

Als leuchtendes Beispiel eiserner Unterdrückung des persönlichen Trauergefühls ging durch die Zeitungen die Geschichte jener Offizierswitwe, die sich nach dem Ergehen ihrer drei im Felde stehenden Söhne erkundigt, und als sie hört, daß alle drei gefallen sind, voll Stolz sagt: „Wenn das mein Mann erlebt hätte!“

Ganz abgesehen davon, daß es etwas verwunderlich erscheint, daß die Mutter erst auf Nachfrage hin den Tod der drei gefallenen Söhne erfahren haben sollte, klingt die Geschichte in dieser Form wenig glaubhaft. Vielleicht sind die Worte richtig wiedergegeben, doch möchte man glauben, daß sie dann statt einen Triumph einen Ausruf des Entsetzens bedeuten sollten: Wenn das mein Mann erlebt hätte! — und ein Aufatmen der Erlösung, daß es ihm erspart geblieben. Eine Mutter, die ungetrübt des Sinnes bei diesem Schrecklichsten nicht zuerst wenigstens von tiefstem Schmerz aufgewühlt sein sollte, verdient kaum den Namen Mutter, ihr Heroismus ginge auf Kosten jeder Menschlichkeit, hörte unter allen Umständen auf, verdienstlich zu sein.

Wohl ist es „süß und glorreich, zu sterben fürs Vaterland“. Wohl ist das Hingemähtwerden in Jugend und Kraft, im Rausch des Sieges, in der ungeheuren Massensuggestion der Begeisterung der köstlichste Tod, der sich denken läßt. „Jung sterben, wen die Götter lieben“, und die Gloriole, die sich um das Haupt solches Frühgefallenen webt, die Heldensstellung, die er auf immer in seiner Familie behauptet wird lösend den Jammer um den Verlust mildern. Ist es doch beim Tode eines geliebten Menschen nicht der Verlust allein, der trifft; bedeutsamer sind die Begleitumstände. Das Marterndste ist es wohl, das Ringen mit der Krankheit ohnmächtig mit ansehen zu müssen, die Qual der letzten Stunden, das letzte Verhauchen des Lebens, nachdem es so unheimlich still wird, als sei alles Leben aus der Welt gegangen. Dann das Begräbnis, das düstere Gepräge unserer Trauerfeiern, der frische Hügel mit seiner Kranzfülle, unter der die Phantasie den Gestorbenen sich lebend und abgeschnitten von allem, was ihm lieb war, vorstellt. Bei dem auf dem Felde der Ehre Gefallenen mischen sich diese Schrecknisse nicht in die Erinnerung. Sie ist rein und voll von der Verklärung des Unwirklichen, von der eine Kraft der Suggestion ausgeht, die überwinden hilft. Man kommt rascher zu dem: „Gott hat's gewollt.“

Und doch, und doch —

Wir haben ein Recht auf Trauer. Es ist dasselbe im Palast, wie in der Stube des Armen. Auch das Recht auf Tränen und Klagen haben wir, es ist das Sicherheitsventil, das den Schmerz überhaupt ertragbar macht. Unter der stum-

men Hochspannung des Schmerzes muß ja das arme Menschenherz brechen.

Mögen die Männer, das starke Geschlecht, sich mit ihrem Schmerz abfinden. Wir Frauen wollen trauern um die furchtbaren Opfer, die gefallen sind. Laßt uns weinen, es braucht ja niemand unsere Tränen zu sehen, aber laßt euch an der äußeren Beherrschung genügen, erwartet nicht auch jene innere von uns, die in ihrer Ueberspannung doch nur eine klägliche Komödie sein würde. Gönnst uns auch die Trauerkleidung. Nicht mit einem Ueberschwang von Kreppe und wehenden Schleier — aber doch das ernste Schwarz, das, so lange wir denken können, mit dem Begriff der Trauer verbunden ist, das uns ein Recht unserer Toten zu sein scheint. Was schadet es, daß vielleicht andere, die noch keinen Verlust erlitten haben, dadurch trübe gestimmt werden könnten. Wenn auch der Sieg winkt und des Vaterlandes schwer erkämpfte vermehrte Größe — wir alle gehen dazu hin durch einen Strom von Blut und Tränen.



Russische Stadt.

Von Armin L. Wegner.

Eines Morgens tauchte sie aus der Ebene auf. Sie ist eine von vielen. Grau und trostlos liegt sie in der ungeheuren Weite, die vor uns in das Endlose zerfließt. Die Augen der Uebermüdeten, die nach nächtelangen Eisenbahnfahrten, auf den hölzernen Boden der Wagen gewacht, über- und untereinander schlafend, ihre schmerzenden Glieder erheben, schauen gleichgültig auf die Einsame hinab. Bögern erhebt sich der Nebel aus den grauen Strahlen, von dem steinernen Hügel und des geschwollenen Pflasters, über die reizlose Menage nüchternen Fabrikgebäude streichend wie das kalte Laten, das man vom Antlitz eines Sterbenden sieht.

Vor dem Bahnhofsgelände drängt sich das schmutzige Gesindel, das uns in allen Städten Polens empfängt, jüdische Knaben, zerlumpte Frauen, die „Derbata“ rufen und in ihren ungewaschenen Händen eine trodene Badware würgen. Auf dem freien Platz sammeln sich die Mannschaften, die Ärzte, die Sanitätsstruppen. Wir marschieren in die Trostlose hinein. In einer verlassenen Weberei liegen unsere Quartiere. Frische, moderartige Luft strömt uns aus den weiten Fabrikhallen entgegen, in denen Hunderte von Webstühlen in der Kälte des Todes erstarrt sind, von den Schatten Tausender von Arbeitern belebt, die nun in der Enge lichtloser Wohnungen einer brotlosen Zukunft entgegensehen oder namenlos auf den Schlachtfeldern Polens verbluten. Die kalten, unbeweglichen Glieder der Maschinen, die eingeschlafenen Gelenke, die leeren Baugwände der Kessel, die tausend im Krampf geöffneten Finger der Strickstühle, die in eine graue, herzlose Leere greifen, erwecken in dem dumpfen Licht des Herbsttages einen unsagbar traurigen Eindruck. Zwischen den Webstühlen liegt etwas faules, staubiges Stroh ausgebreitet, in dem die Ratten sich paaren, das von Papier, von Eierhäuten und menschlichen Excrementen untermischt ist. Auf dies zerfallene, von Verwesung erfüllte Lager, auf dem der Körper Tausender ruhte, die vor uns kamen, um irgendwo in diese graue, unbekannte Ferne zu ziehen oder zu sterben, sinken die Leiber der Uebermüdeten nieder, von einem tiefen, ohnmächtigen Schlaf befangen. Nach ein paar Stunden aber erwachen sie plötzlich mit der traurigen Stimmung von Menschen, die einen Augenblick lang den Zusammenhang ihres Lebens verahnen, die, losgelöst von aller Gegenwart, in einem tiefen und bodenlosen Raume schweben, um sich nur mühsam zurückzufinden in die Wege dieses fremden, wechselvollen Alltags und in die Umstände, die sie in diese seltsame Umgebung führten.

Eine Stunde vor Abend aber, der früh und traurig hereinbricht, wandern wir noch einmal in die einsamen Gassen dieser schwermütigen Stadt, zwischen kleinen, tiefgiebligen Hütten, unter kalten, von Kalk unbeworfenen Mauern, die wie wundes, der Haut entblößtes Fleisch in der Kühle des Abends zu frösteln scheinen. Eine schwarzumrandete Tafel hängt an der hölzernen Tür eines Hauses: W dom u tem panuje Gorobo Dusus. Der Schatten eines Kofians schwanzt vorüber.

Wir schreiten bis vor die Stadt hinaus. Ein dunkler Schweiß zieht sich die von den Wagenrädern endloser Bagagezüge zermarterte Straße mit ihren spärlichen gelben Pappelhäusern vor uns in die verschwimmende Ferne, über die blaffen, runderbedeckten Weiden unter der unsahbaren Mitleidigkeit des Himmels fort. Einsam erhebt sich das letzte Haus an der Dorfstraße, als wäre es die letzte Hütte der Welt. Ich muß an einen Bers von Milke denken.

Als es ganz schwarz geworden ist, wandern wir in die Stadt zurück. Weiber und Kinder mit schwankeuden Reisigbündeln stolpern barfüßig vorüber. Aus den Läden der Juden bricht ein gelber Lichtschein auf die Straßen. Lachen dringt durch die Fenster der Teetuben. Ueber das hügelige Pflaster der Bürgersteige aber schlendert in der fallenden Dunkelheit die müßige, zerstreute Masse all jener, die eine unbekante und übergeordnete Macht, die sie fast mit der Kraft eines Nothos empfinden, durch das weite Hinterland der Etappe dem ungewissen Ort ihrer nächsten Bestimmung zuführt. All jener, die draußen lagen an den letzten Klippen der Front, die tage- und nächstelang an dem feuchten Leibe der Erde schliefen, jener, deren Hände mit mir blutig wurden auf den Fleischbänken der Kazarette, die die unheilvollen Tage des Leidens schauten, in deren Seelen die Augen der Toten und der Sterbenden sind und die dumpf und wortlos das Wissen des Krieges in sich tragen.

Und in dieser Stunde, da die sinkende Nacht alle Wehmut der letzten Herbsttage auf uns herabdrängt, obgleich ein Teil von ihnen und rollend mitgeführt in der stutenden Straße ihres Stromes, fühle ich mich für Minuten losgelöst von der Gemeinschaft der Kameraden und beareise die Größe ihres entsagenden, opfervollen Lebens. Man hat sie nach einer wochenlangen, übermenschenlichen, alle Kräfte zerbrechenden und seelentötenden Arbeit aus irgendeiner Stadt unten im Osten zurückgezogen, man hat sie, in enge und regenfeuchte Güterwagen gepfercht, auf endlosen Umwegen hierhergeworfen, ein willenloses Ding, das seine Arbeit getan hat und beiseitegestellt im Winkel stehen und warten muß, bis es zu neuer Arbeit gebraucht wird. Hier verbringen sie die kurzen, untätigen Tage, an denen die schlaffen, nach der ungeheuren Anstrengung ausgespannten Muskeln zum ersten Mal die ganze Last der Müdigkeit empfinden, bis die Selbstverständlichkeit des rollenden Rades sie wieder zu ihrem nüchternen Handwerk zurückführt. In der ungewohnten Ruhe aber erwacht plötzlich das Denken von neuem in ihnen, das lange erloschen war, das unterging unter der Sucht des Hungers und des Schlafes, unter der Atemlosigkeit einer unerbittlichen, alles Blut aufsaugenden Arbeit. Sie begreifen die unaufhaltsam schnelle Formung des Tages, die die kaum verlebte Stunde schon zur historischen wandelt, und sie fühlen, wie traurig es ist, in diesen schmutzigen und finstern Judenvierteln umherzuirren, losgelöst von aller Heimat.

Dunkelheit vermauert die Straßen. Wir wandern in unsere Quartiere zurück. In einem haus hohen hölzernen Pfahl hängt unerreichbar, von tiefer Finsternis umgeben, eine einzelne Laterne, die in ihrer unendlichen Verlassenheit an die einsame Tragik Nichtsches erinnert.

Endlos dehnen sich die Plätze, Meere von Dunkelheit, über die unsichtbar das Rattern der Wagen zieht, an dessen Ufern, ausgeworfen wie faulendes Seegras, ein schmutziges und gestinkendes Volk sich herumdrängt. Das Gelächter der Abschiednehmenden tönt durch die Straßen.

Die Wenigen aber, denen es glückt, in einem verlassenen Hause ein Bett zu finden, gehen zu ihm mit einer stillen Verliebtheit wie zu einer Frau. Eine nie gekannte Zärtlichkeit zu der mädchenhaften Keuschheit der Kissen erwacht in ihnen, und stumm entführt sie der Schlaf, die Mitleidigkeit dieses Landes noch immer in ihrer Seele, das weite Gefühl der Ebene, das sie nie mehr verlassen will, und auf denen unsere Sehnsucht in das Uferlose zerfließt.



Neue Briefe aus Gottfried Kellers Malertagen.

Einen tiefen Einblick in die Entwicklung des jungen Gottfried Keller, besonders über seine Münchener Zeit, da er noch als Maler den rechten Weg für seine Begabung zu finden hoffte, gewähren die Briefe an seinen Freund und Malergenossen Joh. Sal. Degt, die Emil Ermatinger im neuesten Heft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht.

Das Münchener Künstlerleben, wie es der eigenwillige Schweizer bald in eifriger Arbeit, bald in nachdenklichem Mühsigang, stets aber um die Gestaltung seiner Persönlichkeit

ringend, führte, zieht in bunten Bildern an uns vorüber. Geldsorgen fehlen nie, aber dafür ist lustige Gesellschaft da. Schwieriger werden die Verhältnisse, als schließlich die offizielle Unterstützung aufhört.

„Du wirst vielleicht meinen pedionen Zustand begreiflich finden,“ schreibt Keller am 4. Februar 1841 in echtem Galgenhumor an den Freund, „wenn ich Dir melde, daß ich von Hause die vergnügliche Nachricht erhalten habe, daß ich nichts mehr zu erwarten hätte, indem das hochzulebende Oberwaisenamt es für unnötig erachtet habe, daß ich länger Geld brauchen soll; ich könne jetzt schon etwas gelernt haben und deraf. Meine Mutter schrieb es mir mit dem größten Kummer und bat mich, nach Hause zu kommen, wo ich bei ihr schon leben könne, hingegen in München könnte sie mich mit dem ihr Zugemessenen nicht erhalten. Solche Nachrichten haben mich sehr belustigt, denn ich bin ganz pfefferlich auf den Sand gesetzt und frei, wie der Vogel in den Lüften, oder vielmehr vogelfrei. Jetzt heißt's in die Hände gefaßt und geschafft; die Zeit der (Bezeichnung eines Vogels auf dem Rand eines Drehröschens) und Zwetschgenluchens ist vorbei, und es ist erschienen die Zeit der Wagnerischen Würste mittags oder auch nur abends. Ich arbeite wie ein Nezer in einer Zuckerplantage und das gerne.“

Keller ist nun wohl oder übel sehr fleißig, und erdöcklich schildert er in einem Schreiben vom 23. April 1841 sein Tagewerk und seinen Kampf gegen den Mühsigang: „Ich male jetzt von morgens sieben Uhr bis abends sieben Uhr mit wenig Unterbrechung und mit großem Genuß. Ich habe gefunden, daß der Hunger und alle Entbehrungen weit erträglich, ja garnicht zu beachten sind, wenn man nur arbeitet. Vor meiner Staffelei vergesse ich alles, und wenn ich abends wieder ein gutes Stück meiner Leinwand beschmiert habe, so mache ich mit meiner Gitarre einen so tollen Lärm, als ob ich zehn Kapaven zu Mittag gezeit hätte anstatt der Sundemahlzeit. Wenn nur der Teufel des Mühsigangs nicht wieder in mich fährt; aber ich will ihm schon das Loch vermachem: ich lasse uns Verreden nicht nach: jeden Abend, wenn ich ins Bett gebe, schwöre ich heimlich bei meiner Ehre, morgen früh aufzustehen und zu schanzen, das muß natürlich gehalten werden, und läse ich dann nur einmal an der Arbeit, so harre ich schon aus. Daß man alle zwei Stunden etwa die Nase in ein Buch steckt, kann nach meiner Meinung durchaus nichts schaden, eher nützen; indem man das Bild wieder weit besser überseht, wenn es eine halbe Stunde aus dem Gesicht war.“

Mit einer gewissen Selbstironie erzählt er von seinen ersten ausgestellten Bildern: „Vor zwei Wochen habe ich zum ersten Mal zwei Aquarelle ausgestellt; doch wurden sie nicht gekauft, weil noch kein Schiedsgericht gewählt ist. Inzwischen soll ein Herr um meine Adresse gefragt haben: das Uder ist aber nicht gekommen. Du wirst wissen wollen, was man dazu gesagt hat? Ich weiß nicht! Wer mit mir davon sprach, schmeichelte mir sehr, aber auf das kann man nichts geben. Einige haben mir gesagt, sie hätten's auch von anderen rühmen hören.“

Aber auch spätere Versuche, beim Ausstellen etwas zu verkaufen, schlaagen fehl. In einem großen Klagebrief vom 10. April schildert er dem Freunde sein ganzes Glend: „Schon habe ich dreimal was ausgestellt, Komplimente darüber eingesammelt, aber noch nie eine von jenen vermaledeiten Ankaufnummern an meinen Bildern entdeckt. Dabei kann meine liebe Alte mir nichts mehr schiden, ohne äußerste Einschränkung, und um ihr allen Kummer zu ersparen, schreibe ich ganz fidel nach Hause, als ob ich im größten Floribus lebte, indes ich ganz gemüthlich auf dem räudigsten und schäblichsten Gunde reite, den es jemals gegeben hat. Meinen Bekannten sag ich immer, ich erwarte noch Geld von Hause, sonst hätten sie wahrscheinlich vermöge ihrer glänzenden Generosität mir längst nicht mehr gedummt, und ich wäre also schon längst kripiert. Du siehst also, daß ich die Sache ziemlich leicht aufnehme; ich lebe, wie der elendeste Windbeutel, in den Tag hinein, und lege meine Hoffnung immer auf die nächste Arbeit, die fertig wird, doch immer vergeblich. Dies die Schattenseite meiner gegenwärtigen Lage, die Lichtseite besteht lediglich darin, daß ich mir selbst sage: „Mut, Kellerrchen, du hast dich ein wenig unbesonnenerweise ins Leben hinausgeworfen, bist ins Pech geraten; aber es wird schon wieder anders kommen; tue immer dein Möglichstes, und du wirst auch wieder herausgezogen werden, andere haben auch das nämliche Poch gehabt, die jetzt der verdammten Dure von Glück im Schoß sitzen, und es dient vielleicht zur größeren Würze deines Lebens, einst sagen zu können, das und das habe ich durchgemacht, und ich habe oft lange Zeit nur Disteln und stinkende Krötenblumen statt Rosen und Lilien gepflückt. Das einzige, was mir Angst macht, ist die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden, und ich muß mich ungeheuer anstrengen, bei dem immerwährenden Pech dies zu verhindern; und nur durch gute Lektüre habe ich mich bisher noch solib erhalten.“

Keller lehrte als ein „Schiffbrüchiger“ nach Zürich zurück; aber hier entdeckte er seinen wahren Beruf und wurde zum Dichter. „Mich betreffend bin ich immer noch im alten Wogen und Treiben und Vegetieren.“ schreibt er Degi am 28. September 1845, „und mein einziges Trachten ist, meinen ersten Band Gedichte zusammenzubringen, was mit einem Schläge alle meine Verhältnisse ändern wird. Alles Bisherige war nur sicher vorbereitend und ich werde mit jedem Tage strenger und einsichtiger gegen mich selbst, um nichts zu überreizen.“ Und er bekennt von seinen ersten erschienenen „Liebesliedern“: „Sie haben auch anderwärts so ziemlich gefallen und das beweist mir, daß ich eine gute Phantasie habe, denn es ist das meiste erdichtet, also wenig Wahres daran. Zwar als ich sie machte, glaubte ich selbst, sie wären so ziemlich erlebt; denn diese Jugendliebe oder erste Liebe war allerdings vorhanden; es ist aber eine ferne, unbestimmte und verblaßte Geschichte, ein verblühtes Bild.“



Der Scheidebrief.

Erzählung von Emil Marriot.

Eili schrieb an ihren Robert einen Abschiedsbrief. Es ging wirklich nicht mehr anders. Sie mußte endlich einmal etwas tun. Etwas Entscheidendes, ihn Vernichtendes. Also der Abschied; der Abschied für immer. Denn etwas Mergeres konnte sie ihm unmöglich zufügen, als daß sie ihm den Kaufpaß gab und sich für alle Zeit von ihm lossagte.

Sie hatte den bösen Brief in rasender Eile geschrieben, ohne Ueberlegung und ohne die Worte abzuwägen. Das heißt, sie hatte die bittersten und kränklichsten Worte gewählt, Worte, die sie dem zugleich Geliebten und Gehähten bis zu dieser Stunde bloß im Traume zu sagen gewagt hätte. Ihr träumte nämlich sehr häufig von ihrem Robert, und so oft sie von ihm träumte, so oft tritt sie auch mit ihm. In ihrem Träumen sagte und klagte sie ihm alles, was sich wider ihn in ihr angesammelt hatte, und dieses sich Entlasten tat jedes Mal merkwürdig wohl. Und das Erfreulichste war, daß ihr Robert im Traume sich außerordentlich gefügig zeigte, sein Unrecht ohne Widerspruch einsah, ihr demütig Abbitte leistete und hoch und teuer Besserung, radikale Besserung gelobte. So geschah's im Traume, und Eili war, genau befehen, nur in ihren Träumen mit ihrem Robert zufrieden und glücklich. In Wirklichkeit sah es freilich ganz anders aus. Da zeigte Robert sich weder gefügig, noch äußerte er Reue und den Wunsch, sich zu bessern. Da hatte immer er recht und sie unrecht. Und deshalb zankten sie auch beständig, ebenso andauernd wie zwecklos. Und darum konnte auch von einem Glück keine Rede sein. Im Gegenteil, man rieb sich wechselweise auf. Und der Krieg hob jeden Tag aufs neue an. Wenn man noch steinnüde war von gestern. Und man wußte im voraus, daß es morgen ebenso sein würde. Es war eine aussichtslose Sache. Also tapfer sein, ein Ende machen. Und so hatte Eili den Abschiedsbrief geschrieben und ihn auch sogar in einen Briefkasten geworfen. Eigenhändig, um sicher zu sein, daß er richtig expediert worden und um sich selbst jeden Rückzug abzuschneiden.

Am Abend malte sie sich aus, was Robert zu dem Brief sagen würde. Eines tat ihr furchtbar leid; daß sie nicht Zeugin sein konnte, während er das ihn zermalmende Schreiben las; das Zittern seiner Hände, sein jähes Erblassen oder Erröten, seine bestürzte oder gar verzweifelte Miene nicht ungelesen beobachten konnte. Das wäre ein großartiger Genuß gewesen. Aber leider ein unerreichbarer. Doch was lag schließlich daran? Ihr standen dafür andere Genüsse bevor.

Morgen, mit der Frühpost, bekam er den Brief. Natürlich wird er gleich herstürzen und sie zu sprechen begehren. Nun mußte sie sich überlegen, was sie dann tun sollte: ihn empfangen oder ihn abweisen lassen. Die Abweisung wäre wirksamer und stünde in besserem Einklange zum Ton ihres

Briefes. Also ihn fürs erste nicht empfangen. Er wird im Laufe des Tages wiederkommen. Mehr als einmal, wenn sie fortfährt, ihn abweisen zu lassen. Und das wird sie tun. Sie wird ihn gehörig zappeln lassen, bis sie sich nur entschließt, mit ihm zu reden. Und widerrufen, was sie geschrieben? O, das noch lange nicht. Erst Besserung geloben, mein Herr! Und Beweise erbringen, daß es Ihnen Ernst damit sei. Sie haben mich lange genug gequält, mein Herr! Jetzt werden Sie von mir gequält.

Dieses „mein Herr“ gefiel Eili ungemein. Er klang wie auf der Bühne und machte Effekt. Sie würde „mein Herr“ und „Sie“ zu ihm sagen. Das nahm sie sich vor.

Wenn sie's so bedachte. Was alles sie diesem Menschen gegeben und wie karg er's ihr vergolten hatte. „Ich möchte wissen, worauf er sich viel einbildet!“ dachte sie und schritt erregt im Zimmer auf und ab. „Sein bißchen Talent! Du guter Gott! Andere Schriftstellern auch und haben auch Erfolge. Damit könnte er allenfalls einer Nähmamsell imponieren, nicht aber mir, einer Schauspielerin von Ruf und Namen. Mir imponieren die Schriftsteller garnicht. Ich kenne sie zu genau. Was für eitle, wehleidige, größenwahnsinnige Pinsel! Und gar erst die Bühnenschriftsteller. Robert ist noch lange nicht der schlimmste und ist doch wahrhaftig schon schlimm genug. Diese entsetzliche, lächerliche Arroganz! Ich möchte wissen, was die Herren anfangen würden, wenn sie uns nicht hätten. Aber uns dankbar sein für alle unsere Plage? Keine Spur. Geht's gut, so ist's das ausschließliche Verdienst des Autors. Geht's schief, so sind immer die Schauspieler schuld daran. Nur die Schauspieler. Nie der Dichter. Robert macht es ebenso. Ich hätte ihm sein letztes Stück verpaßt. Natürlich! Weil der Quark dem Publikum, wie vorauszusehen war, nicht gefiel, so muß ich selbstverständlich erbärmlich gespielt haben. Ich hab's ja schon bei den Proben gewußt, daß sein Stück durchfallen und daß ich die Schuld daran haben würde. Und das war das letzte, mein Herr! Ich weiß, was ich als Schauspielerin wert bin. Das lasse ich mir nicht gefallen! Das nicht. Und weil Sie es gewagt haben, mir zu sagen, ich hätte Ihr Stück verpaßt, kriegen Sie morgen mit der Frühpost meinen Abschiedsbrief, den Sie wahrlich nicht hinter den Spiegel stecken werden, mein Herr! Darauf will ich Gift nehmen, mein sehr verehrter Dichter!“

Am nächsten Vormittag sah Eili in ihrem verführerischen Negligé auf der Chaiselongue und wartete auf Robert. Es war bereits elf Uhr geworden. Er mußte den Brief längst schon erhalten und gelesen haben; konnte und sollte längst schon da sein. Die Rechnung stimmte gleich am Beginne nicht. Wo blieb er denn? Hatte der Brief ihn etwa krank gemacht? Oder — entsetzlicher Gedanke! — gar zum Selbstmord getrieben? Aber nein. Die Schriftsteller erschließen sich nicht so schnell. Das überlassen sie den Personen in ihren Werken. Nein, erschossen oder vergiftet hatte er sich ganz gewiß nicht. Aber vielleicht war er nicht zu Hause gewesen, als der Brief kam. Das sah ihm zwar nicht ähnlich, denn er war ein Langschläfer. Aber vielleicht hatte ein Direktor oder ein Verleger ihn zu sich berufen. Und wenn es sich um solche Persönlichkeiten handelt, war er zu allem fähig. Er war ja ein Streber.

Um ein Uhr hielt sie es nicht länger aus. Sie mußte wissen, wie sie dran war. Eili warf sich einen Mantel über ihrer verführerischen Negligé, wand ein Spitzentuch um den Kopf, nahm einen Wagen und fuhr am Hause Roberts vor.

Dort befragte sie den Hausbesorger, ob Robert heute morgen fortgegangen sei.

Nein. Erst vor einer Viertelstunde, wie jeden Tag. Um einen Spaziergang zu machen und dann in seinem Stammgasthaus zu Mittag zu essen.

Wie jeden Tag. Nachdem er diesen Brief gelesen. Es war haarsträubend.

Aber noch wollte sie nicht jede Hoffnung fahren lassen. Wie er ausgesehen habe, fragte sie den Hausbesorger. Aufgeregt? Verstimmt? Krank?

Der Mann blickte sie verwundert an. „Garnichts von allen diesen Sachen, Fräulein. Der Herr Doktor hat ausgegesehen wie immer.“

Das Fräulein hatte genug und fuhr wieder nach Hause. Und da begann das Warten auf ihn von neuem. Nur das Negligé vertauschte sie gegen ein dunkles Straßenkleid. Sie wollte nicht mehr verführerisch aussehen, wenn er endlich kam. Ja, häßlicher, desto besser. Daß sie die Absicht gehabt, ihn abweisen zu lassen, war ihr entfallen. Sie hatte nur noch den einen Wunsch: daß er endlich kommen möchte. Und heimlich regte sich bei allem Groll eine leise Angst in ihr.

Vielleicht hatte sie doch allzu heftig geschrieben. Solche Dinge sagt man wohl im Traum aber man bringt sie nicht aufs Papier. Und das mit dem Stück . . . so ganz unrecht hatt er ja nicht gehabt, wenn er die Schuld an dem Fiasko ihr in die Schuhe schob. Die Rolle lag ihr wirklich nicht. Und das hatte er ihr schon bei der ersten Probe gesagt. Aber sie hatte die Rolle ihrer Konkurrentin nicht lassen wollen. Sie war eifersüchtig gewesen auf die Konkurrentin, weil Robert deren Spiel gepriesen hatte. Sie, sie hatte in seinem Stück die Hauptrolle spielen wollen und hatte nicht locker gelassen. Hatte ihm Szenen gemacht, bis er mürrisch geworden war und — widerstrebend — nachgegeben hatte. Im Grunde war er ja doch ein guter Kerl und kein Streber. Ein Streber hätte sich sein Stück nicht durch eine ungeeignete Darstellerin verpacken lassen, und er hatte sich gefügt, hatte sein Stück geopfert, ihr zu Liebe. Und zum Danke dafür, nur weil er ihr, unmittelbar nach dem Durchfall, ein paar derbe Worte gesagt hatte, schrieb sie ihm einen rohen Abschiedsbrief.

Sie war entschieden roh und würde verdienen, daß er Ernst machte und ihr zurückschriebe: „Gut, mein Fräulein. Ich bin mit dem Brüche einverstanden.“ Vielleicht hatte er bereits etwas Ähnliches niedergeschrieben und sie bekam's schon morgen mit der ersten Post. Mein Gott! Vielleicht gar heute noch! Das war ja entsetzlich! Wo sie ihn doch so lieb hatte! Es garnicht ernst gemeint mit ihrem dummen Brief! Sie hatte ihn ja bloß erschrecken wollen. Und nun sah sie da . . .

Eine halbe Stunde später klingelte sie an seiner Wohnungstür. Sein Diener öffnete ihr.

„Der Herr Doktor zu Hause?“ Schwach, sehr schwach kam es heraus.

„Ja. Aber er arbeitet und ich darf niemand hineinlassen.“

Eine Finte natürlich, das mit der Arbeit. Er war eben nur zu unglücklich, um mit Leuten zu reden. Und auf ihren Besuch hatte er wohl nicht gerechnet.

„Ich darf schon hinein,“ meinte sie.

Davon schien der Diener weniger fest überzeugt zu sein als sie.

„Ich will das gnädige Fräulein anmelden,“ sagte er etwas zögernd.

„Nein! Das ist nicht nötig.“ Sie fürchtete plötzlich, daß Robert sie am Ende nicht vorlassen könnte . . . schob den Diener zur Seite und eilte hastig zu der ihr wohlbekannten Tür, die in Roberts Arbeitsraum führte.

Ohne erst anzuklopfen, betrat sie das Zimmer und wollte mit einem Schrei auf den Betäubten, Gebeugten losfliegen . . . als sie, erstarrt gleichsam, stehen blieb.

Wahrhaftig! Er saß an seinem Schreibtische und schrieb. Schrieb so ruhig und fleißig und in seine Arbeit vertieft, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Robert!“ Es klang empört.

Er wendete sich flüchtig um. „Ach, du bist's!“ sagte er gelassen. „Bitte, nimm Platz. Ich bin gleich fertig!“

Sie ließ sich auf das Sofa fallen und starrte ihn entgeistert an. Er schrieb ruhig weiter.

Endlich legte er die Feder beiseite, zündete sich eine Zigarette an und stand auf.

„Na, was ist's, Kili?“

„Hast du denn meinen Brief nicht erhalten?“ stieß sie heraus.

„Natürlich habe ich ihn erhalten.“

„Und du bist so . . . so gefaßt? Bist nicht außer dir? Nicht feinnunglücklich?“

„Nein. Ich wußte ja im vorhinein, wie es enden würde: daß du kommen und alles widerrufen würdest.“

„Das ist nicht wahr!“

„Daß du gekommen bist? Na, denn nicht. Du bist nicht gekommen.“

„Das schon. Gekommen bist ich. Aber widerrufen! . . .“

„Nicht? Schön. Dann laß uns für immer voneinander Abschied nehmen.“

„Aber das will ich ja garnicht!“ Sie brach in Tränen aus. „Du bist herzlos, Robert! Denn du weißt ganz genau, daß ich's nicht will.“

„Was also willst du denn?“

„Unglücklich sollst du sein! Wenigstens so tun! Diese Ueberlegenheit und Kaltblütigkeit sind empörend, Robert!“

„Gott, überlegen . . . Das will ich garnicht sein. Und kaltblütig? Soll ich dir eine Komödie vorspielen? Ich kenne dich eben, dumme Maus, und weiß, daß du mich lieb hast.“ Er setzte sich neben sie und zog sie an sich. „Und du weißt es auch von mir. Darum hat dein Brief mich nur zum Lachen gereizt . . .“

„So albern ist er geschrieben?“

„Im Gegenteil! Glänzend. Ich bringe den Brief in einen meiner Romane hinein. So sehr gefällt er mir. Aber Angst hat er mir nicht gemacht. Ich kenne dich zu gut, Kili. Und hab' dich gerade deshalb lieb, weil du so leicht zu durchschauen bist.“

Sie barg das Haupt an seiner Brust. „Eigentlich habe ich mich schauderhaft blamiert, Robert, zweimal. Zuerst in deinem Stück und jetzt mit dem Brief. Ein Glück, daß du mich so gut kennst! Sonst müßtest du mich jetzt davonjagen.“

„Fällt mir nicht ein. Bleib' nur hier. Wenn wir soupiert haben werden, will ich dir was vorlesen. Den Plan zu einem neuen Stück. Und die Hauptrolle in dem neuen Stücke schreibe ich dir, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib. Dann wird alles gut gehen, wir werden einen gemeinsamen Erfolg haben und du brauchst mir keinen neuen Abschiedsbrief zu schicken. Was Kili?“

„Ja, Robert, so soll es sein,“ sagte sie, an ihn geschmiegt, und fühlte sich glücklicher, als in allen ihren Träumen zusammengenommen.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Navve eines Familienvaters.

Aus dem Buche der Natur.

Krähen und Affe. Auf der Landstraße begegneten ein Jäger und ich einem umherziehenden Italiener, der u. a. auch einen Affen mit sich führte. Auf unsere Bitte und gegen ein klingendes Entgelt ließ der Italiener an langer Leine den Affen über die Straße laufen. Sogleich strich aus dem nahen Gehölz ein Flug Rabenkrähen herzu, die, ohne weiter auf uns zu achten, mit zornigem Krächzen auf den Affen herunterhasteten und nach ihm stießen. Diese Beobachtung führte später zu dem Versuch, den selten gewordenen Uhu auf der Krähenbütte durch den Aheusaffen, *Macacus Aheus*, zu erbeuten. Trotz der besten Erfolge gelangte die Idee nicht zum Durchbruch, da es dem jägerlichen Geschmack nicht entspricht, mit einem Affen zur Jagd zu ziehen. Eher mag man mit einem solchen heimwärts wandern. M.-B.

*

Aus fernem Jonen.

Vom Leben der Eskimos. Was jedem Fremden in Grönland auffällt, ist der völlige Mangel an festen Geseßen und bestimmten Geseßeshütern. Völker auf der Entwicklungsstufe der Eskimos pflegen sonst darüber zu verfügen. Die neuesten

Grönlandforscher erklären sich das hauptsächlich aus den religiösen Vorstellungen der Landesbewohner. Die Eskimos glauben an eine heimliche Macht, die keine äußere Gestalt hat, die aber doch gebietet, was man tun soll, und die jedes Vergehen unnachlässig bestraft. Wer sich gegen das ungeschriebene Gesetz vergeht, den wird diese Macht ins Meer stürzen. Das stellt sich der Eskimo als das Fürchterlichste vor, denn er ist fettamerweise wasserscheu. Frühere Forscher wußten viel Nühliches vom Familienleben der Eskimos zu erzählen, es soll jedoch damit ziemlich schlecht bestellt sein. Wenn ein Kind nicht recht lebensfähig ist, so wird es getötet. Das besorgt der Vater; tut es die Mutter, so wird sie für eine Heldin gehalten. Der lebenswürdigste Zug ihres Nationalcharakters ist die Gefelligkeit dem Einheimischen und dem Fremden gegenüber. Ist jemand zu Gast bei ihnen, dann wird den ganzen Abend bis früh am Morgen getanzt, gegessen, getrunken. Getanzt! Das heißt, in einem engen Raum trampelt ein Menschenknäuel unter wildem Schreien auf der Boden, bis der Schweiß die Pelze durchnäßt und die Tänzer halb ohnmächtig zu Boden sinken. Wer früher aufhört, beleidigt den Gastgeber und kann sich auf unangenehme Folgen gefaßt machen. Ist der Tanz vorbei, dann geht es ans Märchen erzählen. Nichts liebt der Eskimo so wie das. Die Anwesenden nehmen auf grohen, mit Fellen bedeckten Lagern Platz, und dann beginnt das Fensum. Wenn man nichts anderes weiß, erzählt man wieder die bekannten Geschichten, und für den besten Erzähler gilt der, welchem es gelingt, möglichst viele Zuhörer in Schlaf zu versetzen. Jedes Märchen schließt mit den bezeichnenden Worten: „Nun ist meine Geschichte vorbei und der Winter um so viel kürzer.“ Sonst sind die Grönländer heraus fleißig. Die Frauen sind unermülich in der Herstellung von Lederstüben, Anzügen und Teppichen, die Männer in der Verfertigung von Harpunen, Schlitten und Waffen. Das sieht familiär aus, aber auch sehr wenig familiäre Dinge kommen bei den Eskimos vor. Gelegentlicher Kindesmord ist nicht das Einzige, was im Familienleben der Eskimos so roh anmutet. Unbedenklich tauschen Männer ihre Frauen aus oder verleihen sie gegen Bezahlung an Unverheiratete, und die Blutrache an der Familie des Schuldigen ist nicht nur Recht, sondern absolute Pflicht des Beleidigten. Christliche Missionare meinen, daß die Austilgung dieser Schändlichkeiten der schwerste Teil ihrer Arbeit ist, und sie machen sich gefaßt, daß noch Generationen auf Generationen vergehen können, bis ein definitiver Wandel

*

Nächtliches Abenteuer in Rußland.

Immer noch dehnt sich der Weg endlos, und dem Kraftwagenfabriker drängen sich Zweifel auf, ob wir uns auch nicht verfahren haben. Vielleicht hätten wir doch eben bei der Kreuzung rechts abbiegen sollen? Wir halten, und ich gehe mit Karte und Taschenlampe die hundert Meter zurück, um zu versuchen, den russischen Wegweiser zu entziffern. Zum Auto zurückgekehrt berichte ich, daß wir vollkommen richtig gefahren sind, und öffne hinten den Schlas, um auch dem Unteroffizier auf der Karte zu zeigen, wo wir sind. Als ich dann die Tür wieder zuwerfe und hinten um den Wagen herum zu meinem Platz neben dem Führersitz gehen will, fest sich das Auto mit einemmal in Bewegung und saukt davon. (Wie ich nachher erfuhr, hatte der Chauffeur gedacht, ich hätte die Tür von innen zugemacht.) Meine Haltrufe verfliegen im Wind, und nun stand ich zu meinem höchst geringen Entzücken um 1 Uhr nachts allein und unbewaffnet mitten auf der Chaussee in Feindesland. Jetzt blieb es nur Geduld haben und warten. Ich hatte Glück, nach nicht allzu langer Zeit erscheint weit, weit hinten ein Lichterpaar, das rasch näherkommt. Ich trete mitten auf die Straße und schwenkte meine Taschenlampe im Kreise. Das Auto stoppt, ich teile kurz mein Mißgeschick mit und werde von einer Stimme aus dem Innern des Wagens aufgefordert, nur mitzukommen, um meine Fahrtenossen einzuholen. Ich war zunächst außen aufs Trittbrett gesprungen, nun ruft mir der Insasse, den ich in der Dunkelheit nur ahnen, nicht sehen kann, zu, ich sollte doch hineinkommen und mich setzen, es wäre ja Platz. Mich zurecht-tuend, lasse ich mich auf einer der Risten nieder, die den Wagen füllen. Nach einer geraumen Weile, während das Auto weiter über Stock und Stein dahinholt und ich mit meiner Kiste die schönsten Luftsprünge mache, fragt mein Gegenüber, in dem ich inzwischen einen Offizier erkannt hatte, ganz trocken: „Wissen Sie übrigens, worauf sie eigentlich sitzen?“ „Nein, ich habe keine Ahnung!“ „O, es ist bloß eine Kiste mit Sprengmunition für unser Pionierbataillon! Sie brauchen aber durchaus keine Angst zu haben, sie fliegt schon nicht in die Luft!“ Trotz dieser beruhigenden Versicherung war mir doch begablicher zumute, als uns endlich mein altes Auto entgegenkam und ich mich mit herzlichem Dank für die Gastfreundschaft von dem Pionieroffizier verabschieden konnte.

Kühner Streich dreier Raumburger Jäger.

Ein kühner Streich dreier Raumburger Jäger wird in einem Feldpostbrief dem „Erfurter Illu. Anz.“ gemeldet: In einem gefährlichen Gelände hatten diese drei eine Brücke zu bewachen, als sie von vorn Schüsse erhielten. Sie stellten fest, daß sie aus einem Park kamen und suchten Deckung unter der Brücke. Da sahen sie plötzlich einen Trupp Franzosen, etwa 70-80 Mann, ankommen, die in ihrer Mitte zwei gefangene deutsche Offiziere führten. Jetzt hieß es, alle Schlanheit zusammennehmen, um diese beiden zu befreien. Die drei Jäger eröffneten aus ihrer Deckung ein wildes Feuer auf die Franzosen, die in der Meinung, eine starke deutsche Kolonne vor sich zu haben, reihaus machten. Die gefangenen deutschen Offiziere schleppten sie anfangs mit. Da springt einer der Jäger in seiner Wut aus seinem Versteck und sendet noch ein paar wohlgezielte Schüsse hinterdrein. Die beiden Offiziere aber merkten nun, woher ihnen die Rettung kam, im nächsten Augenblick waren sie aus dem fliehenden Knäuel heraus und über einen Bretterzaun in Sicherheit. Drei Jäger befreiten so zwei Offiziere aus einem ganzen Zug Franzosen!



Luftige Ecke.

„Warum schließt Fräulein Screambiti immer beim Singen die Augen?“ — „Ja, sehen Sie, sie ist so weichberzig, daß sie es nicht mit ansehen kann, wenn jemand leidet.“

„Wie geht es dem alten englischen Ganner Bilkins?“ — „Der ist jetzt sehr reich.“ — „Dat er immer noch seine junge Frau?“ — „Ja, aber er wird nun bald reich genug sein, daß sie die Ehescheidungsklage einreichen kann.“

Hausfrau (zum hartnäckigen Hausierer): „Wenn Sie jetzt nicht losort gehen, werde ich meinem Hund flöten.“ — Hausierer (rubig): „Dann lassen Sie mich Ihnen eine Flöte verkaufen, an? Frau.“

Die Gattin: „Um welche Zeit bist du letzte Nacht nach Hause gekommen?“ — Der Gatte: „Halb zwölf.“ — Die Gattin: „Ich habe bis zwölf aufgefressen.“ — Der Gatte: „Ja. Ich habe auf der Treppe gefressen bis du zu Bett gegangen warst, um dich nicht zu stören.“

„Fräulein Maria, wollen Sie die meine werden?“ — „Niemaß!“ — Der junge Mann blickte verstört darin, war aber nicht entmutigt. Er tat eine neue Frage: „Nun denn, wollen Sie mich dann den Ibrigen werden lassen?“

Er war ein junger Amerikaner, Kandidat für einen ländlichen Wahlkreis, und malte den Wählern in leuchtenden Farben das Bild des glücklichen Lebens, das seine Partei dem Landarbeiter verschaffen werde. „Wir haben noch nicht drei Morgen Land und eine Kuh, aber es wird dahin kommen. Die Pension für das Alter ist noch eine Frage der Zukunft, aber es wird dahin kommen.“ In ähnlicher Weise versah er jeden Punkt seines umfangreichen Programms mit dem gleichen Nachsatz. Dann ging er zur Frage der Reform der Gefängnisse und Irrenanstalten über. „Ich persönlich“, sprach er, „bin noch nicht in einer Irrenanstalt gewesen.“ Da ließ sich eine Stimme im Hintergrunde des Saales hören: „Aber es wird noch dahin kommen.“

Ein sehr angesehenen und wohlhabenden Farmer in Georgia machte die Entdeckung, daß seine Maislager nächtlidherweise herabst wurden. Da dies mit ziemlicher Regelmäßigkeit geschah, leate er Selbstschüsse und wartete das Ergebnis ab. In den ersten Stunden des folgenden Tages hörte er den Knall des Schusses und fand, als er zur Stelle eilte, einen toten Neger. Am Vormittag setzte er den Coroner, den amtlichen Leichenbeschauer, hiervon in Kenntnis, der eine Jury zusammenrief und die Leiche besichtigte. Nachdem der Fall gründlich erörtert worden war, blickte der Coroner die Jury mit ernster Miene an und bemerkte, daß er zwar nicht wisse, zu welchem Schlusse sie gekommen wäre, daß er aber vorschlagen möchte, das Urteil dahin zu fällen, daß „unfreiwilliger Selbstmord“ vorliege. Und so geschah es.